

Wege aus der Krise

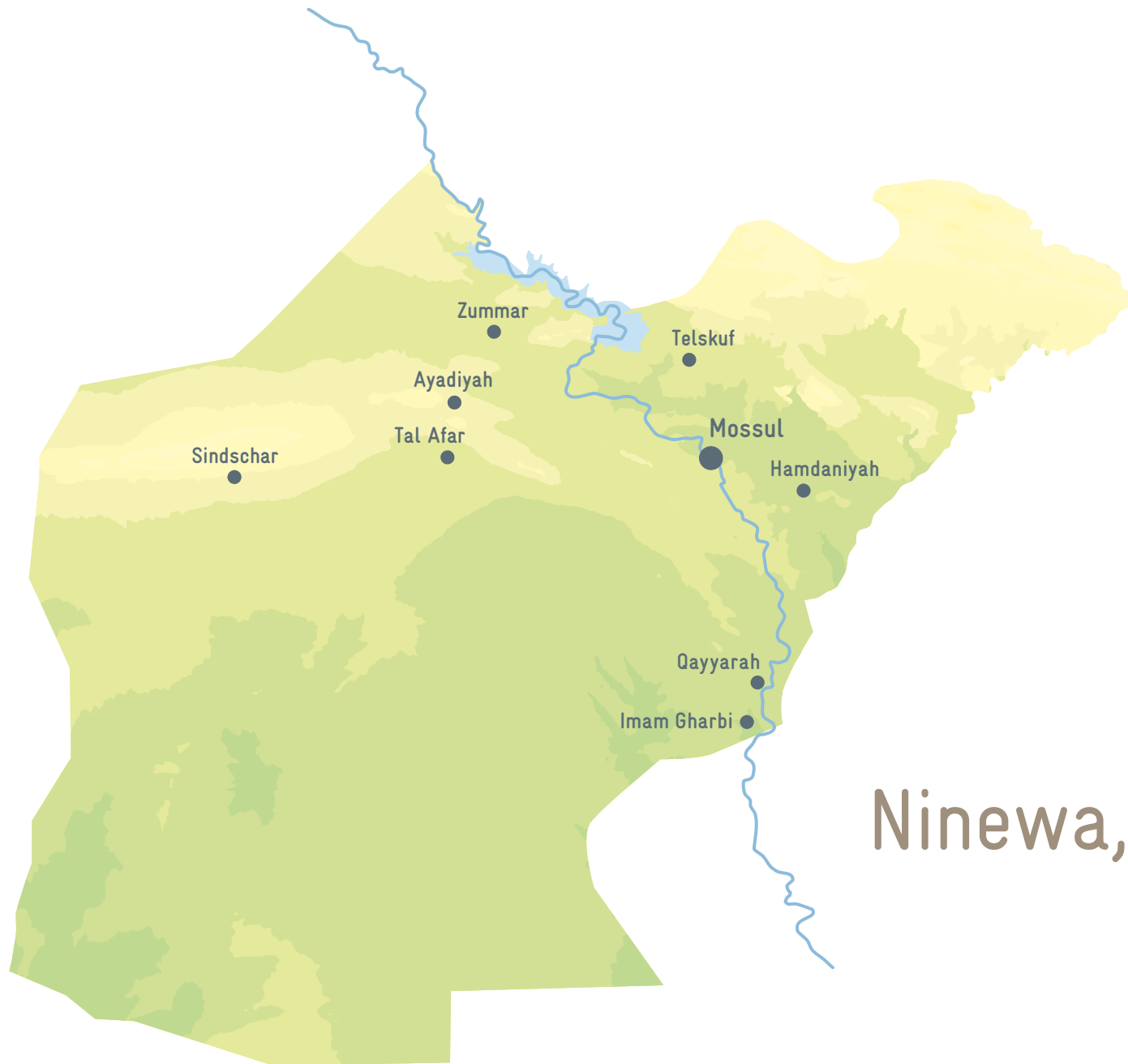
Erfolgsgeschichten vom
Wiederaufbau in Ninewa, Irak

Herausgegeben von:

giz

Deutsche Gesellschaft
für Internationale
Zusammenarbeit (GIZ) GmbH





Ninewa, Irak





Inhalt

Noch einmal von vorne: Geschichten von Menschen, die nicht aufgeben	3
Fünf Kilometer Hoffnung	5
Wandel beginnt mit Worten	11
Wenn Widerstand Wurzeln schlägt	20
Es herrscht wieder Frieden ums Land	28
Stich für Stich	37
Zwischen Zerstörung und Engagement	46
Erinnern, erzählen, verändern	51
Der Geschmack von Hoffnung	59
Die Zukunft bauen	65
Ein Hektar Teilhabe	72
Hoffnung wurzelt tief	79
Etwas aufbauen, das bleibt	86
Rückkehr ins Klassenzimmer	94
Versöhnung wagen	100





Noch einmal von vorne: Geschichten von Menschen, die nicht aufgeben

Die Besatzung durch den sogenannten Islamischen Staat hat in der irakischen Provinz Ninewa tiefe Wunden hinterlassen. Hunderttausende von Menschen mussten vor dem Terror fliehen. Auch Jahre nach der Befreiung des Gebiets durch die irakische Armee und ihre Verbündeten sind noch nicht alle der ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner zurückgekehrt. Das Misstrauen zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ist groß, und in vielen Orten, die während der Kämpfe schwer beschädigt wurden, sind weite Teile der Infrastruktur – Häuser, Schulen, Kliniken sowie die Strom- und Wasserversorgung – immer noch unbrauchbar. Auch

die Sicherheitslage ist nach wie vor instabil, darüber hinaus berichten viele der Zurückgekehrten, dass sich in ihrer Abwesenheit neue Bewohnerinnen und Bewohner in ihren ehemaligen Gemeinden niedergelassen haben. Die dadurch ausgelösten Spannungen werden noch verschärft durch Konflikte um Ressourcen, ist der Irak doch eines der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Länder. Auch weil heimkehrende Menschen nur begrenzte Unterstützung vom Staat erhalten, ist ein echter Neuanfang nahezu unmöglich.

Um Rückkehrenden, Binnenvertriebenen und lokalen Gemeinschaften den Weg

zurück ins Leben zu erleichtern, arbeitet die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) seit 2016 in Ninewa. Von 2020 bis 2025 fördert das Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa in Irak (SRN)“ den sozialen Zusammenhalt, unterstützte die Schaffung wirtschaftlicher Perspektiven und baute öffentliche Infrastruktur wieder auf. Das Ziel: die Bevölkerung der Region bei der Bewältigung vergangener Krisen zu unterstützen und ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber





zukünftigen Krisen zu steigern. SRN arbeitete mit der Bevölkerung und den Verwaltungen von Gemeinden in fünf Distrikten in Ninewa zusammen. Mit Dialogformaten, Workshops, Trainings und Stipendien sowie Produktionsmitteln und Baumaßnahmen wurden Hunderttausende von Menschen erreicht. Nicht nur konnten die sozialen Beziehungen verbessert werden. Viele dieser Menschen haben einen Job gefunden und können inzwischen eigene Einkommen erwirtschaften. Auch stehen ihnen nun Basisdienstleistungen wie sauberes Wasser oder Bildung zur Verfügung.

SRN hat über die Jahre hinweg viele beeindruckende, engagierte und tatkräftige Menschen in Ninewa getroffen, denen es

gelingen ist, mit der Unterstützung des Programms ihr eigenes Leben und das ihrer Gemeinschaften zu verändern. Von einigen dieser Menschen erzählt dieses Magazin: Die Geschichten handeln von Menschen, die nicht aufgeben, von Gemeinschaften, die zusammenhalten und neu zusammenfinden. Vor allem aber geht es um den Mut, trotz Katastrophen, Krieg und Trauma noch einmal von vorne anzufangen.





Wie eine Wasserleitung
das Leben in Imam
Gharbi verändert

Fünf Kilometer Hoffnung

Wiederaufbau beginnt oft im Detail. In Imam Gharbi im irakischen Distrikt Qayyarah reichten fünf Kilometer Wasserleitung, um das Leben von Tausenden zu verbessern – und den sozialen Zusammenhalt einer ganzen Gemeinde zu stärken.

Bis vor Kurzem noch gab es kein fließendes, sauberes Wasser in Imam Gharbi. Obwohl der Tigris nur ein paar Kilometer entfernt liegt.

Wer verstehen will, wie wenige Kilometer Rohr die Lebensqualität tausender Menschen verbessern, muss nach Imam Gharbi schauen. Das Städtchen mit rund 17.000 Einwohnerinnen und Einwohnern liegt südlich von Mossul im Distrikt Qayyarah im Nordwesten des Iraks. Hier herrscht ein subtropisches Trockenklima mit eher kurzen, empfindlich kalten Wintern und brutal heißen, langen Sommern. Obwohl das westliche Ufer des Tigris nur wenige Kilometer entfernt ist, gab es in der Stadt lange kein sauberes Trinkwasser. Der sogenannte Islamische Staat (IS) hatte die Infrastruktur der Stadt während der rund zweijährigen Besatzung großflächig zerstört: Schulen, Krankenhäuser, Gemeindezentren, Straßen – auch, um das Vorrücken der irakischen Armee zu sabotieren. Bis zu 80 Prozent

der Bevölkerung waren Schätzungen zufolge aus den Dörfern und Städten der Region geflohen. Im Sommer 2017 gelang es der irakischen Armee, die Terrororganisation aus Imam Gharbi zu vertreiben. Zurück blieben Schutt und Trümmer, zerstörte Leben und ziemlich wenig Hoffnung.

„Die meisten Menschen haben von der Landwirtschaft gelebt, bevor der IS alles zerstört hat“, erzählt Ramadan Al-Subhan Al-Hamad Al-Razeez fast acht Jahre später im Frühsommer 2025. Er ist der Scheich von Imam Gharbi und damit sozusagen das Oberhaupt der Stadt. „Es war friedlich hier, und wir hatten ein gutes Auskommen.“ Nach der Besatzung aber hätten die meisten ihre Lebensgrundlage verloren – schwierig für alle,

Heute gibt es nicht nur ausreichend Trinkwasser. Sogar für die Bewässerung der Gärten reicht das Wasser jetzt aus.

die versuchen, nach Flucht, Vertreibung und Rückkehr ihre Leben wieder in den Griff zu bekommen. Heute gibt es kaum Jobs, wenig Vertrauen in regionale oder staatliche Behörden, und immer noch herrscht großes Misstrauen untereinander, was den sozialen Zusammenhalt schwierig gestaltet und das Leben der Menschen zusätzlich erschwert.

Der Kampf ums Überleben

„Es ist wirklich hart“, sagt Al-Razzez. „Die Menschen versuchen, ihr Leben wieder aufzubauen. Aber die Infrastruktur ist zerstört, es gibt kaum Dienstleistungen, die Familien

leiden, besonders solche, die Hilfe und Pflege brauchen. Trotz aller Herausforderungen versuchen wir aber, durchzuhalten und voranzukommen.“

Was bislang vielen Bemühungen einen Strich durch die Rechnung machte, war der Mangel an Wasser. Sauberes Wasser, überall auf der Welt ein Menschenrecht, bekommt bei Temperaturen um die 45 Grad noch einmal eine ganz andere Bedeutung. Was den Menschen in Imam Gharbi zur Verfügung stand, war verschmutztes und versalzenes Wasser, weder zum Trinken noch zum Kochen geeignet, weil Kichererbsen und Bohnen in Salzwasser nicht weich garen. Manche Familien, gerade erst zurückgekehrt, mussten den Sommer über ihre Häuser verlassen und



Ort

Imam Gharbi (Qayyarah)

Themen

Basis-Dienstleistungen, Infrastruktur, friedliches Zusammenleben

Die GIZ hat verstanden, dass wir dringend Wasser brauchen, sagt Scheich Al-Razzez.

in der Nähe von Trinkwasser Unterschlupf suchen. Oder ein Vermögen für abgefülltes Wasser ausgeben. Dabei liegt das Gute so nah. „Fünf Kilometer Rohre wurden gebraucht, um eine Wasserquelle zu erreichen“, erzählt Scheich Al-Razzez. Die Behörden aber wollten nur 100 oder 200 Meter finanzieren. „Wem hätte das denn geholfen?“

Wasser ist unerlässlich

Hier kommt die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) mit ihrem Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der





Provinz Ninewa in Irak (SRN)“ ins Spiel. Seit 2020 unterstützt das Programm im Nordwesten des Iraks Rückkehrende, Binnenvertriebene und aufnehmende Gemeinden dabei, besser mit den Folgen der IS-Besatzung umzugehen. Immer wieder hatten Vertreter aus Imam Gharbi in Gesprächen mit verschiedenen Hilfsorganisationen auf die katastrophale Wasserversorgung hingewiesen – bis die GIZ schließlich Kontakt mit der Gemeinde aufnahm. „Die Menschen hier können so gut wie alles aushalten“, betont Al-Razzez. „Wir brauchen keine gepflasterten Straßen oder eine zuverlässige Stromversorgung zum Überleben. Aber Wasser? Wasser ist unerlässlich! Die einzige Organisation, die das verstanden hat, war die GIZ.“

Alle arbeiten mit, viele freiwillig, damit die dringend benötigte Wasserleitung realisiert werden kann.

Nachdem der Kontakt mit der Gemeinde erst einmal aufgenommen war, wurde eine Bedarfsanalyse durchgeführt und in Absprache mit Führungspersönlichkeiten vor Ort ein Plan aufgesetzt. „Sie haben uns wirklich zugehört und sich mit unserem Problem auseinandergesetzt“, fasst Al-Razzez zusammen.

Am Ende wurden fünf Kilometer Rohre verlegt, Pumpstationen installiert und eine Wasserleitung nach Imam Gharbi verlegt. Die Dorfbewohnerinnen und -bewohner unterstützten das Vorhaben aktiv, viele mit freiwilliger Arbeit.





Wasser ist Leben – und offenbar macht es auch richtig viel Spaß.

sagt Al-Razzez. Das Städtchen und seine Bewohner und Bewohnerinnen könnten sich jetzt auf andere Dinge konzentrieren. Auf den Anbau von Lebensmitteln, ihre Häuser und den Wiederaufbau der Stadt. „Sie haben sogar wieder Zeit für ihre Kinder“, freut sich Al-Razzez.

Es wird noch lange dauern, bis in Imam Gharbi alles wieder beim Alten ist – wenn es überhaupt jemals wieder so sein wird wie vor der Besatzung durch den IS. Aber Wasser – Wasser ist Leben. Und Imam Gharbi kann immerhin wieder nach vorne schauen.

Ein bisschen Rohr – und alles ist anders

Fünf Kilometer Rohr haben alles verändert. Natürlich geht es um Wasser. Es geht aber

auch um Frieden mit den Nachbarinnen und Nachbarn und damit um den sozialen Zusammenhalt in einer Kleinstadt, die sich nur langsam vom Terror des sogenannten IS und seinen Folgen erholt. „Vorher haben wir uns ständig um das wenige Wasser gestritten. Jetzt streiten wir nicht mehr. Es ist genug für alle da, und das hat die Menschen entspannter und kooperativer gemacht“,



Wandel beginnt mit Worten

Etwas Neues wagen – der Schlüssel
für Veränderungen

Al-Harith Ziyad Khalaf wuchs in schwierigen Zeiten in Mossul auf. Nach der Terrorherrschaft des sogenannten Islamischen Staates möchte er der Stadt und seiner Gemeinschaft etwas zurückgeben: Als Mediator hat er gelernt, wie man Konflikte mit Worten löst – und dadurch Brücken baut.

Mit viel Glück hat Al-Harith lange Jahre der politischen Instabilität und des Terrors überlebt. Das vergisst man nicht so leicht.





Die Situation war schwierig, verfahren. Die Männer in der Familie wollten den Töchtern nicht geben, was ihnen zusteht. „Sie sind mit Fremden verheiratet und die werden unser Geld nehmen“, sagten die Männer. Al-Harith Ziyad Khalaf blieb ruhig. Er hörte zu, sprach mit allen Beteiligten und tarierte unterschiedliche Interessen aus. Die Brüder fragte er: „Warum gebt ihr eurer Schwester nicht ihren Anteil?“. Von der Schwester wollte er wissen, warum sie nicht auf ihrem Recht bestand. Er holte Cousins dazu, Onkel. Und löste am Ende den Konflikt – zur Zufriedenheit aller Beteiligten. „Das hat mir Selbstvertrauen gegeben“, sagt Al-Harith. „Ich bin immer schüchtern und zögerlich gewesen, aber nun begann ich zu verstehen, wie ich

Schmerz und Traurigkeit in positive Energie umwandeln konnte.“

Dass Al-Harith professionell mit Konfliktsituationen umgehen und diese sogar lösen kann, hat er der GIZ-Initiative „Young Enumerators and Mediators (YEM)“ zu verdanken. Dort lernte er Datenerhebung, Konfliktanalyse und Mediation. Al-Harith gibt zu, dass er erst nicht wusste, was das sein soll: Mediation. Doch er ließ sich darauf ein. Diese Haltung – etwas Neues wagen und Wissen als Schlüssel zur Veränderung zu begreifen – zieht sich wie ein roter Faden durch seine Biografie.

Strenge Regeln in unsicheren Zeiten

Al-Harith wurde 1994 in Mosul geboren, der zweitgrößten Stadt im Irak. Fast zwei Millionen Menschen leben hier, an den Ufern des Tigris. In der Stadt verstreut liegen die Ruinen von Ninive, einst Hauptstadt des Assyrischen Reichs – Geschichte ist hier allgegenwärtig. Mosul ist von einer weiten, teils fruchtbaren Ebene umgeben, die sich im Frühling in ein grünes Band verwandelt, durchzogen von Olivenhainen und Getreidefeldern. In der Ferne zeichnen sich die Hügel und Berge des kurdischen Hochlands ab. Mosul war immer ein



Schmelztiegel: arabische, kurdische, christliche und jesidische Menschen leben hier, oft Tür an Tür. Die Mehrheit der Bevölkerung ist sunnisch, doch die Stadt ist geprägt von kultureller und religiöser Vielfalt.

Mit dieser Vielfalt wuchsen Al-Harith und seine acht Geschwister auf. Ihre Kindheit war einfach, aber glücklich – bis zu dem Moment, als der Terror Teil ihres Alltags wurde. Nach dem Sturz Saddam Husseins 2003 befand sich der Irak in einer Phase der politischen Instabilität. Täglich gab es Explosionen, Attentate. Nur knapp entkam Al-Harith als Teenager einem Attentäter, der in seiner unmittelbaren Nähe Handgranaten auf ein Militärfahrzeug warf. Al-Harith rannte, so schnell, wie er noch nie in seinem Leben gerannt war. Hinter sich



Nachdem der IS das „Kalifat“ ausgerufen hatte, musste Al-Harith sein Studium unterbrechen.

hörte er die Explosionen. „Als ich die Straße überquerte, hatte ich das Gefühl, überlebt zu haben“, sagt Al-Harith. Danach legte sein Vater Regeln fest: Die Kinder mussten in der Nachbarschaft bleiben und spätestens um 14 Uhr zu Hause sein. Es waren strenge Regeln, aber Al-Hariths Vater erklärte jede einzelne von ihnen, sagte seinen Kindern genau, warum sie sich wie zu verhalten hatten – es ist diese vermittelnde, offene Art, die heute für Al-Hariths Tätigkeit als Mediator unerlässlich ist.

Nach der Explosion, der Al-Harith nur knapp entkam, wurde sein Leben kleiner, enger. Es spielte sich hauptsächlich zu Hause ab. Al-Harith unterstützte seine Eltern, indem er im Haushalt half und Erledigungen machte. Ansonsten konzentrierte er sich auf die Schule,





las Bücher zu verschiedenen Themen, über Geschichte, über den Wiederaufbau in Ländern wie Deutschland. Er saugte das Wissen in sich auf, alles Mögliche interessierte ihn. Um über internationale Entwicklungen auf dem Laufenden zu bleiben, guckte er Nachrichten. Darin ging es um ferne Orte, um Washington, Doha, Moskau. Al-Harith stellte sich vor, wie es wäre, dort zu leben.

Jahre ohne Träume

Trotz allem war Al-Hariths Leben nicht schlecht, es war stabil, unaufgeregt. Bis am 6. Juni 2014 der sogenannte Islamische Staat

(IS) seinen großangelegten Angriff auf Mossul begann. Innerhalb weniger Tage überrannten die IS-Kämpfer die Stadt. Am 10. Juni 2014 erklärte der IS offiziell ihre Einnahme. In den darauffolgenden Tagen übernahm die Gruppe die Kontrolle über wichtige staatliche Einrichtungen, darunter Polizeistationen, Militärkasernen, Banken und Verwaltungsgebäude. Die Kämpfer plünderten die Zentralbank von Mossul und beschlagnahmten große Mengen an Bargeld und Waffen. Die Einnahme der Stadt war nicht nur militärisch, sondern auch symbolisch ein großer Erfolg für den IS. Wenige Wochen später, am 29. Juni 2014, rief die Gruppe in der Großen Al-Nuri-Moschee ihr „Kalifat“ aus, geprägt von einer extremistischen Auslegung der Scharia. Al-Harith und seine Eltern versuchten zu fliehen, kehrten

kurz darauf aber wieder zurück. Sie sahen keine andere Möglichkeit. Vor allem wollten sie nicht alles zurücklassen, ihr ganzes Leben.

Die Jahre unter IS-Herrschaft waren Jahre ohne Kunst, ohne Freude, ohne Leichtigkeit. Al-Harith musste sein Studium der Wirtschaftswissenschaften unterbrechen. „Wir hatten keine Träume mehr“, sagt er. Seine Familie blieb unter sich, tauschte sich nicht einmal mehr mit dem Freundeskreis oder Menschen in der Nachbarschaft aus. Zu groß war das Misstrauen: Wer wusste schon, ob die nette Frau von nebenan eine heimliche IS-Unterstützerin war? Ob sie Informationen sammelte und andere anschwärzte? Selbst Verwandte anzurufen war gefährlich und aufwendig. Al-Harith beschreibt das





Vorgehen so: „Wir mussten die SIM-Karte an einem Ort verstecken und das Handy an einem anderen Ort, denn der sogenannte IS konnte das Signal verfolgen. Wenn wir also jemanden anrufen wollten, brachte eine Person die SIM-Karte mit und eine andere das Handy. Sie trafen sich an einem vereinbarten Ort, setzten die SIM-Karte ein, machten einen einminütigen Anruf und trennten sich danach sofort wieder.“ Wer vom IS mit Handy und SIM-Karte erwischt wurde, musste beides abgeben.

Offene Narben

Nach der Befreiung von Mossul im Juli 2017 lebte Al-Harith mit seiner Familie für zwei

Monate in einem Camp. Weil er es nicht ertrug, nur im Zelt zu sitzen, machte er sich nützlich und verteilte Hilfsgüter. In dieser Zeit traf er einen deutschen Kameramann, der für eine Dokumentation filmte. Al-Harith kramte sein Schulenglisch hervor und begann ein Gespräch. Das beeindruckte die Menschen um ihn herum, er wurde gelobt und bewundert. Al-Harith war stolz – und er begann darüber nachzudenken, wie es wäre, mit ausländischen Organisationen zusammenzuarbeiten. Aber erst einmal kehrten er und seine Familie nach Mossul zurück, in ihre Heimat.

Die Altstadt im Westen war ein Trümmermeer. Ganze Straßenzüge lagen in Schutt und Asche. Häuser waren nur noch Fassaden ohne Innenleben, von Granaten zerfetzte



Ort
Mossul

Themen
Mediation und Konfliktlösung, Stärkung der Jugend, friedliches Zusammenleben



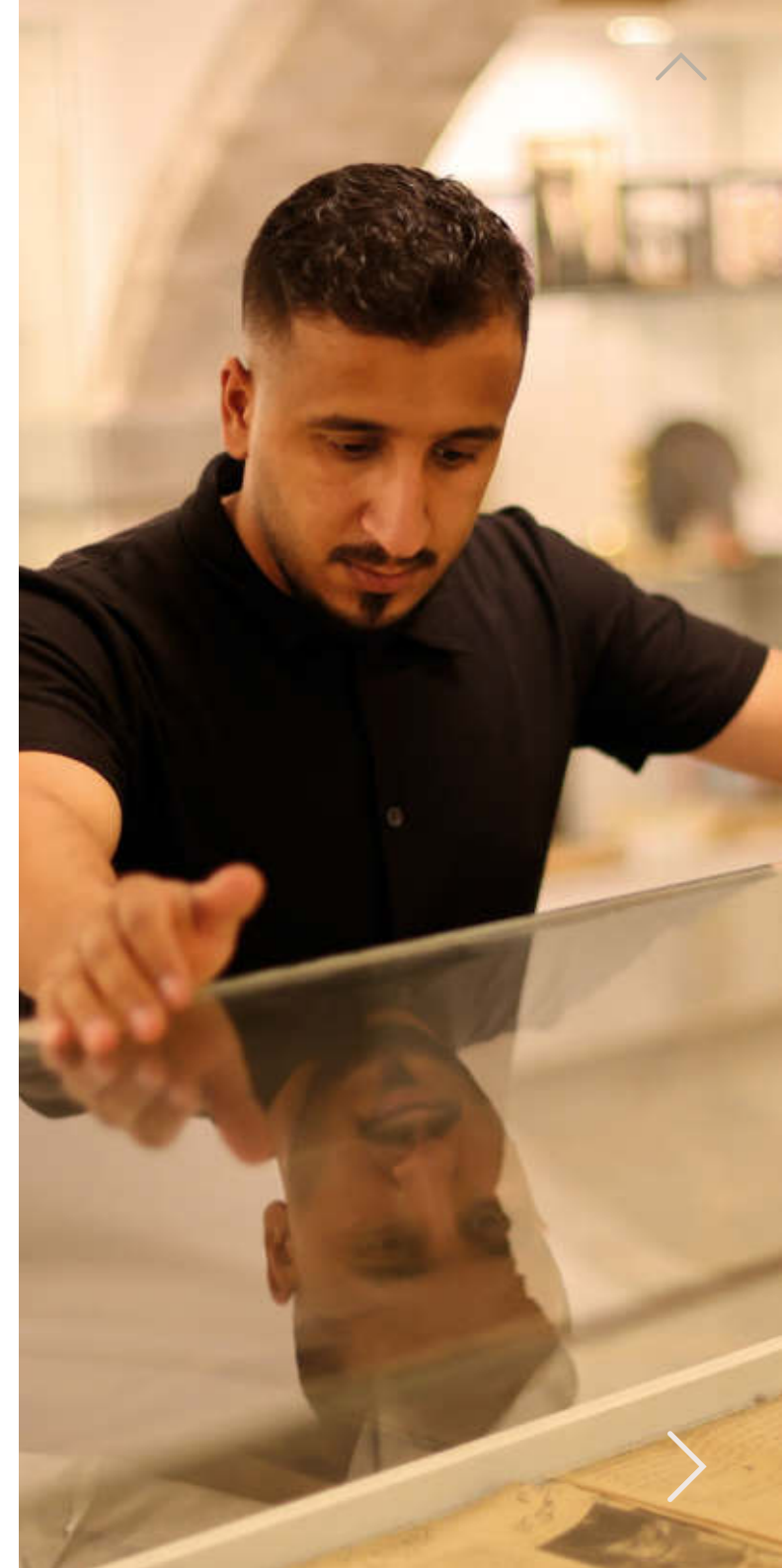
„Sie bedeutet mir so viel. Ich wollte meiner Gemeinschaft zeigen, dass ich etwas beigetragen habe.“

Al-Harith Ziyad Khalaf _____

Mauern, schwarze Brandspuren an den Wänden, zerborstene Fenster. Minarette lagen wie umgestürzte Säulen auf den Straßen. Besonders heftig getroffen: der Bereich um die einst prächtige Al-Nuri-Moschee, wo der IS sein „Kalifat“ ausgerufen hatte – jetzt nur noch ein Haufen Steine. Die Ostseite der Stadt, wo Al-Harith wohnte, hatte den Krieg etwas besser überstanden. Aber auch hier waren Einschusslöcher allgegenwärtig. Schulen, Krankenhäuser, Behörden – vieles war beschädigt oder geplündert. Menschen standen Schlange für Wasser, Strom floss nur unregelmäßig. Mossul war 2017 keine befreite Stadt im klassischen Sinn: Sie war eine Überlebende, die ihre Narben offen zur Schau trug.

Und Al-Harith wollte Mossul, seiner Stadt, dabei helfen, zu heilen. Er schloss seinen Bachelor in Wirtschaftswissenschaften ab. Dann begann er, im humanitären Bereich zu arbeiten und an Schulungsprogrammen verschiedener Organisationen teilzunehmen. Er steckte viel Energie in den Wiederaufbau, säuberte Parks, renovierte Schulen und transportierte beschädigte Artefakte. „Mossul ist die Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin“, sagt Al-Harith. „Sie bedeutet mir so viel und sie braucht meine Hilfe. Ich wollte meiner Gemeinschaft zeigen, dass ich hier bin, dass ich etwas beigetragen habe.“

Al-Harith setzt sich unermüdlich für seine Stadt und seine Gemeinschaft ein. Das bedeutet ihm alles.



Der richtige Platz

Während er sich unermüdlich für das Gemeinwohl einsetzte, wuchs auch seine persönliche Verantwortung: Er heiratete, wurde Vater. Doch trotz seiner Arbeit und seines Engagements, trotz seiner familiären Verpflichtungen, hörte Al-Harith nie auf zu lernen. Immer wieder bewarb er sich bei internationalen Organisationen und bekam schließlich einen Platz in der „Young Enumerators and Mediators“-Initiative der GIZ. Datenerhebung und Konfliktanalyse faszinierten Al-Harith – Mediation begeisterte ihn: „Hier habe ich meinen Platz gefunden. Ich wollte Menschen helfen.“ Zur Initiative






gehörte auch eine Reise in den Libanon. Zum ersten Mal bestieg Al-Harith ein Flugzeug, zum ersten Mal reiste er an einen der Orte, die er bisher nur aus den Nachrichten kannte. Trotz ihrer Unterschiede weisen der Irak und der Libanon Parallelen auf, wenn es um politische und gesellschaftliche Instabilität geht. So bestehen in beiden Ländern Spannungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen und religiösen Gruppen. Und: Beide Länder befinden sich heute in einem Prozess des Wiederaufbaus und der Stabilisierung. Al-Harith und die anderen Teilnehmenden tauschten sich mit Menschen aus, Friedensstifterinnen und Friedensstifter, die Ähnliches erlebt hatten wie sie selbst im Irak und die sich im Libanon für Frieden einsetzen. Die Reise motivierte

Al-Harith, den Weg als Mediator weiterzugehen.

Nach dem erfolgreichen Lösen seines ersten Falls, der Familienstreitigkeit, begannen auch andere, Al-Harith zu vertrauen und ihn um Hilfe zu bitten. Für Al-Harith ist Mediation weit mehr als ein Werkzeug zur Konfliktlösung: Sie ist ein gesellschaftliches Anliegen. „Ein einziges Wort oder eine Geste kann einen Konflikt auslösen. Doch wenn jemand verständnisvoll spricht, ändert sich alles“, fasst Al-Harith zusammen. Wissen und Fähigkeiten, davon ist er überzeugt, sollten nicht nur der eigenen Entwicklung dienen, sondern auch der Gemeinschaft – einer Gemeinschaft, die noch immer unter den Folgen von Terror, Angst

und Hoffnungslosigkeit leidet. Al-Harith will Brücken bauen. Sein Ziel: Als Mediator-Trainer jungen Menschen weitergeben, was ihm selbst Kraft gegeben hat – das Zuhören, die Empathie und die Macht der richtigen Worte. Worte, die nicht nur Verständigung ermöglichen, sondern auch heilen können.





Wenn Widerstand Wurzeln schlägt

Samiras Neubeginn
mit der GLZ

Samira hat viel verloren: ihre Kindheit, ihr Zuhause, ihre Freiheit. In Mossul beginnt sie, anderen Frauen das zu geben, was ihr selbst lange verwehrt blieb – Selbstbestimmung. Heute kämpft sie gegen geschlechtsspezifische Gewalt und digitale Erpressung.

Samira wusste schon früh, dass sie selbst über ihr Leben bestimmen wollte. Kein einfaches Unterfangen in einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft.

„Women hold up half the sky“, soll der große Vorsitzende der Kommunistischen Partei Chinas, Mao, einmal gesagt haben. Doch wenn man Samiras Geschichte hört, möchte man vehement widersprechen. Denn das, was auf ihren und den Schultern irakischer Frauen liegt, ist so viel mehr als nur die Hälfte – vor allem gemessen in Gewalt und Leid.

Typischerweise bestimmen Männer über das Leben der Frauen im Irak, und das nicht erst seit der Terrorherrschaft des sogenannten Islamischen Staats (IS). Ein komplexes Geflecht aus patriarchalen Normen, schwachen Rechtsstrukturen, religiösem Missbrauch, Kriegstraumata und Verdrängung bestimmt ihren Alltag. Gewalt, auch häusliche und sexuelle Gewalt, gegen Frauen und

Mädchen ist weit verbreitet. Zwar hat die irakische Regierung eine Reihe von Plänen und Gesetzen eingeführt, um Frauen besser am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Gleichzeitig aber nimmt der Druck vor allem von konservativ-religiöser Seite zu. Erst im Januar 2025 verabschiedete das Parlament ein neues Personenstandsgesetz, das unter anderem Kinderehen – ohnehin schon ein Problem im Land – erleichtert und Frauen in Erbschaftsangelegenheiten noch schlechter dastehen lässt.

Samira setzt sich ununterbrochen für diejenigen ein, die es in der irakischen Gesellschaft immer noch am schwersten haben: Frauen.



Stark sein wollte Samira. Für sich, ihre fünf Kinder – und die Frauen in der irakischen Gesellschaft.

Iraks Frauen zwischen Reform und Repression

Damit hat auch Samira Erfahrung gemacht. Nach dem Unfalltod des Vaters wurden sie und ihre Geschwister von der Mutter getrennt und mussten Mossul verlassen. Samira wuchs bei ihrem Onkel auf, wo sie jahrelang von seiner Frau misshandelt wurde. „Ich hatte eine furchtbare Kindheit“, fasst sie die frühen Jahre zusammen. „Alles wurde mir aufgezwungen, ich war immer völlig auf mich allein gestellt, niemand hat sich je um mich gekümmert. Ich weiß nicht, ob ich wirklich gelebt habe.“



Noch nicht einmal den Mann darf Samira sich aussuchen – aber auch das ist eher normal in der Gesellschaft des Iraks. Ihr Onkel verheiratet sie, noch bevor sie volljährig ist, an einen wesentlich älteren Mann. „Nicht meine Wahl“, sagt Samira im Rückblick, aber auch: „Er war ein guter Mann.“

Der eigentliche Kampf beginnt daher erst, als er 2009 an einem Hirntumor stirbt. Da ist Samira gerade einmal 33 Jahre alt, verwitwet, mit vier Töchtern und einem Sohn. „Unsere traditionelle Gesellschaft ist gnadenlos“, sagt sie, und meint damit auch die Familie ihres Mannes. Wieder muss sie Mossul verlassen und im Dorf der Schwiegerfamilie Unterschlupf suchen. Für ihre Kinder nimmt sie alles in Kauf. „Mir war klar, dass ich stark

sein muss. Für mich. Und für die Frauen in unserer Gesellschaft.“

Eine doppelte Befreiung

Selten hört man, dass eine Frau, die in einem Camp für Binnenvertriebene lebt, sich als „befreit“ bezeichnet. Und doch fühlt sich Samira hier als „Königin“. Bis zum Einmarsch des sogenannten Islamischen Staats (IS) hat sie sich mit ihren fünf Kindern allen Widrigkeiten zum Trotz allein durchgeschlagen. Sie sagt: „Ich habe mir ein Leben aufgebaut.“ Dann zwingt die IS-Besatzung sie in die innere Emigration. Sie trägt Niqab und versucht,



Ort
Mossul

Themen
Stärkung von Frauen, friedliches
Zusammenleben

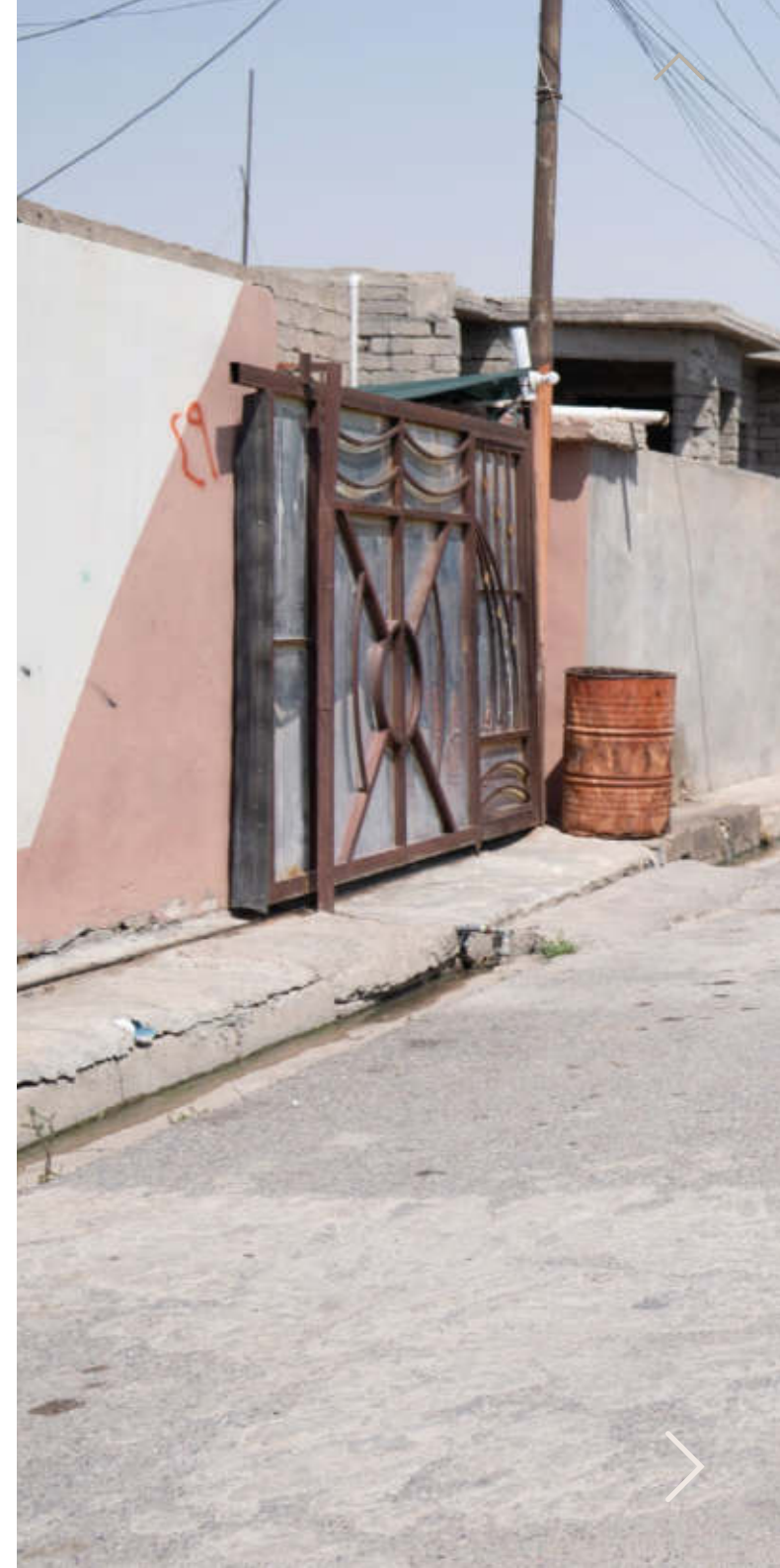
Auch nach dem Ende der IS-Besatzung leiden viele Frauen und Mädchen immer noch unter Diskriminierung und Ausbeutung.

nicht aufzufallen – auch, weil die Schwiegerfamilie sich den Terrortruppen anschließt. Das Königinnenleben beginnt mit der Befreiung vom IS – und damit auch von der Familie. Sie zieht ins Jad'ah-Camp, wo sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Leben anderer Frauen verändert.

Sie baut ein Frauennetzwerk auf und engagiert sich für Gewaltopfer – mit Verträgen diverser Hilfsorganisationen oder aus eigenem Antrieb. 2021 schließlich nimmt sie zum ersten Mal an Workshops der GIZ teil. Im Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa in Irak (SRN)“ werden Themen wie geschlechtsbasierte Gewalt, Friedensförderung und sozialer Zusammenhalt bearbeitet.

Zusammenhalt braucht Mut

Das sind genau Samiras Themen, die durch diese Weiterbildungen in die Lage versetzt wird, ein neues Kapitel für die gesellschaftliche Integration von Frauen im Irak aufzuschlagen. Denn es hat sich ja grundsätzlich nicht viel an deren Situation geändert, und all die Diskriminierung und die Ausbeutung und die Misshandlungen, die Frauen in staatlichen und familiären Strukturen ohnehin schon mitmachen, setzen sich auch nach dem Krieg fort. Groß in Mode gekommen sind digitale Erpressungen – und wie so häufig sind vulnerable Gruppen, also Binnenvertriebene und insbesondere Frauen und Mädchen, besonders





betroffen. Die Täter besorgen sich persönliche oder gar intime Daten und drohen mit Veröffentlichung. Dass es häufig um scheinbar belanglose Kleinigkeiten geht – wie beispielsweise im Fall eines Mannes, der seiner Frau mit der Veröffentlichung von intimen Bildern drohte und sie zwang, sein Handyguthaben auf ihre Kosten aufzuladen – macht es nicht besser. Denn auch ein verweigertes Handyguthaben kann zu Repressionen, Scham und Rufschädigung führen und die ohnehin schon angespannte Situation der Frauen dramatisch verschlechtern.



Samira arbeitet mit einer Vielzahl von Menschen zusammen, um Strategien gegen Gewalt und Erpressung zu entwickeln.

Raum für Stärke

Deshalb klären Samira und die Initiative „Countering Blackmail and Creating Safe Social Media Spaces for Women in Mosul – Electronic Blackmailing“ Frauen in erster Linie über ihre Rechte und ihre Handlungsoptionen auf, immer mit dem

Ziel, ihr Selbstvertrauen zu stärken und ein weibliches Bollwerk gegen geschlechtsbasierte Gewalt zu errichten. In enger Zusammenarbeit mit der Gemeindepolizei wurden zum Beispiel sichere Anlaufstellen geschaffen – und immer häufiger fassen Betroffene inzwischen den Mut, Erpressungen zu melden und eine Strafverfolgung der Täter zu veranlassen.

Mut steckt an. Er trägt dazu bei, dass sich ganze Gemeinschaften wehren und neu aufstellen. Unterstützt hat die GIZ diesen Prozess mit Workshops, in denen lokale Führungspersönlichkeiten, Gemeindepolizisten, Lehrkräfte, aber auch Social-Media-Influencerinnen und -influencer gemeinsam Strategien gegen Gewalt und Erpressungen erarbeitet haben. Diese haben sie auch in ländliche, konservativ geprägte Gebiete getragen, um ganz langsam diskriminierende Strukturen zu verändern.

Es liegt noch ein langer Weg vor Samira und den irakischen Frauen – auch dafür brauchen sie Mut. Denn immer noch gilt es, die soziale Spaltung der Gesellschaft zu überwinden und ein wenig Frieden zu schaffen in dieser



Mut steckt an. Unermüdlich setzt Samira sich für diejenigen ein, die noch nicht für sich alleine eintreten können.

von Konflikten geprägten Region. Dazu arbeiten Samira und die GIZ mit Frauen aus unterschiedlichsten sozialen Hintergründen zusammen. Also auch Frauen, deren Familien – häufig durch ihre Söhne – Verbindungen zum IS hatten und solchen, die unter dem IS gelitten haben. Stigmatisierungen und Spaltungen lassen sich nur gemeinsam überwinden, langsam, Schritt für Schritt. Eine Frau nach der anderen trägt das Projekt zur Heilung einer traumatisierten Gesellschaft bei.



Zwei Dörfer, Jahrzehnte des Misstrauens und ein Konflikt, der mehrfach kurz vor der Eskalation stand. Was als unlösbarer Landdisput beginnt, wird über Jahre hinweg zu einem außergewöhnlichen Friedensprozess. Am Ende stehen ein Abkommen und eine Geste, die zeigt, dass Versöhnung mehr ist als nur ein Kompromiss.

Die GLZ vermittelt in einem Jahrzehnte dauernden Landdisput

Es herrscht wieder Frieden ums Land

Eine Vermittlungsrunde nach der anderen, immer neue Beteiligte – am Ende steht ein Abkommen, das endlich Frieden bringt.

Böse Stimmen könnten behaupten, dass den Konfliktparteien einfach die Luft ausgegangen ist. Wenn man nach langjährigem, zähem Streit immer wieder mit immer neuen und immer mehr Beteiligten verhandeln muss, dann kann man schon müde werden und sich im Stillen denken: „Lasst es einfach gut sein.“ In dieser Geschichte aber gibt es keine bösen Stimmen, weil es ja um Frieden geht und die Beendigung eines Konfliktes. Ein Konflikt, der bis in die 1950er Jahre zurückreicht und beinahe in Gewalt umgeschlagen wäre.

Es geht hier um einen Streit zwischen der kurdischen Bevölkerung aus dem Dorf Hamad Agha und der arabischen Bevölkerung aus dem Nachbardorf Kharab Al Ashq in der

Zummar-Region. Und um die Frage, wem ein Stück Land gehört und wer das Recht hat, es zu bestellen. Dieser Landdisput ist das Ergebnis einer langen Kette historischer Ereignisse, widersprüchlicher Verwaltungsentscheidungen und politisch motivierter Landvergabe. Betroffen sind rund 800 Dunum Land im Esela-Tal. Im Irak entspricht ein Dunum ungefähr 2.500 Quadratmetern, also 200 Hektar. Wenn man ein bisschen rechnet, kommt man auf 280 Fußballfelder, über die sich spätestens ab 2003 unterschiedliche Bevölkerungsgruppen stritten.



Die Verhandlungen fielen mitten in die Zeit der COVID-Pandemie – ein zusätzliches Hindernis, das überwunden wurde.

Landreform, Vertreibung, Terror und Rückkehr

Das Land, das bis in die 1950er Jahre einem Scheich gehört hatte, wurde im Rahmen einer Landreform vom Staat konfisziert, unter der kurdischen und arabischen Bevölkerung verteilt und von diesen lange Jahre gemeinsam bestellt. 1974 aber wurde die kurdische Bevölkerung von staatlicher Seite aus der Gegend vertrieben und das Land neu an arabische Familien vergeben. „Meine Gemeinschaft wurde sogar gefragt, ob wir das von den Kurden verlassene Land übernehmen wollen“, erinnert sich Scheich Muhsin

Mahmoudi Shihab Ahmad, der zur arabischen Bevölkerung aus Kharab Al Ashq gehört und später noch eine Rolle spielen wird. „Aber wir haben abgelehnt, aus Respekt vor unseren ehemaligen Nachbarn“ – und weil sein Großvater Khadra Tannous mit Scheich Al-Aziz aus dem kurdischen Dorf Hamad Agha befreundet war.

In dieser Geschichte ist alles ein bisschen kompliziert, und so wird auch Scheich Muhsins Sippe schließlich umgesiedelt und verliert die 800 Dunum Land. Rund 30 Jahre später, nach dem Sturz des Saddam-Hussein-Regimes 2003, kehrten Kurdinnen und Kurden in die Gegend zurück und beanspruchten nicht nur die verlassenen Flächen, die von anderen arabischen Familien



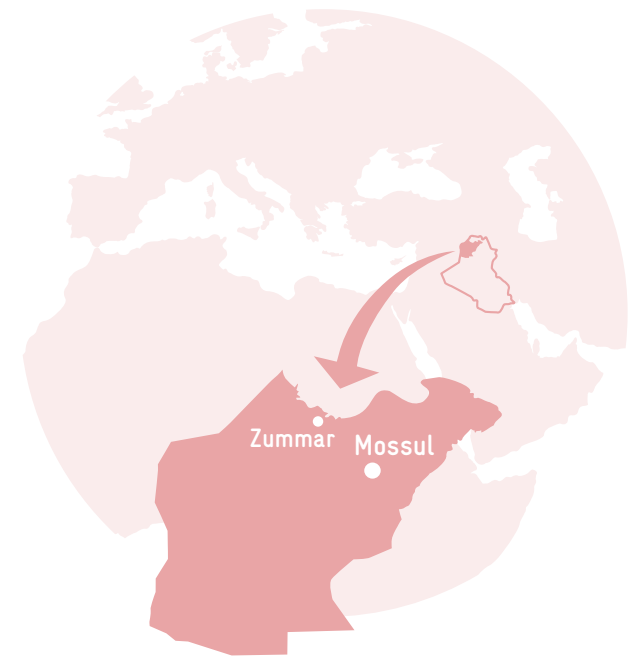
Viele Verhandlungsrunden und viele Beteiligte: Ali Abdul Karim verhandelte das Friedensabkommen mit.

übernommen worden waren: Die Zurückgekehrten erhoben auch Anspruch auf die 800 Dunum der arabischen Bevölkerung aus Kharab Al Ashq.

Dass das nicht gutgehen konnte, versteht sich fast von selbst. Jahrelang schwelte der Konflikt, beide Seiten beanspruchten das Land, beide Seiten legten Dokumente vor – aber ohne klare rechtsstaatliche Strukturen ließ sich der Disput nicht aus der Welt schaffen. Dann besetzte der sogenannte Islamische Staat (IS) 2014 die Gegend, Mushin und seine Familie flohen, und „Leute aus Bardiya“, zugewanderte kurdische Familien, übernahmen das Land.

Nach der Rückkehr ist kurz vor der Eskalation

Natürlich war nichts gelöst, als Muhsin 2017 nach Zummar zurückkehrte. Er wollte den Konflikt formal beenden, gerne auf der Grundlage staatlicher Gesetze oder nach Gemeinderecht. Stattdessen kam es fast zu Mord und Totschlag, als die kurdische Seite begann, das umstrittene Land umzupflügen und die arabische Seite das nicht hinnehmen wollte. Plötzlich standen sich bewaffnete Männer gegenüber, von denen alle behaupteten, sie hätten ein Recht auf dieses Land.



Ort
Zummar

Themen
Friedliches Zusammenleben



Dass so viele Menschen kamen, um der offiziellen Unterzeichnung des Abkommens beizuwohnen, unterstreicht seine Bedeutung.

Für Scheich Muhsin war klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Auch die Behörden suchten nach einer Lösung des Konfliktes, allen voran der Bürgermeister von Zummar, der Leiter der Landwirtschaftsbehörde und der damalige Gouverneur von Ninewa. In dieser Gegend würde kein Frieden einkehren, solange der Konflikt nicht gelöst war. Und wo kein

Frieden herrscht, kann auch nichts wachsen. Das war auch der GIZ klar, die seit 2020 mit dem Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa (SRN)“ im Nordwest-irak arbeitete. Um den Disput gewaltfrei und gemeinschaftsbasiert zu lösen, wurde das „Zummar Dialogue Committee (ZDC)“

gegründet, dem Vertreter beider Konfliktparteien, der Behörden sowie Vertrauenspersonen der jeweiligen Gemeinden angehören. Unterstützt von der GIZ ging es nun gemeinsam in Verhandlungen, die sich über viele Jahre hinzogen.

„Wir wollen eine Lösung“

Wie so häufig in Konfliktlösungsprozessen ging es zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Einmal aber ging es gar nicht weiter – als dem Gouverneur der Kragen platzte. Im Juli 2022 nämlich lag das Ergebnis einer Landvermessung vor. 700 der 800 umstrittenen Dunum wurden der arabischen Bevölkerung aus Kharab Al Ashq zugesprochen. Die kurdische Bevölkerung aus Hamad Agha weigerte sich, das Ergebnis anzuerkennen und erklärte ihren Anspruch auf das gesamte Gebiet. Das konnte ja aber keine Lösung sein. Der Gouverneur sperrte kurzentschlossen die gesamten 6.100



Sayed Qasim Sayed Wahad nahm für die Gemeinde Tal Afar an den Verhandlungen des „Zummar Dialogue Committee“ teil.



Dunum des Esela-Gebiets – und damit größtenteils Flächen, über die gar nicht gestritten worden war.

„Das hat viele Familien hart getroffen“, erinnert sich Scheich Muhsin. „Dieses Land gehört zu den fruchtbarsten Gebieten in der gesamten Gegend. 500 bis 750 Kilo Getreide wachsen auf jedem Dunum, das sind zwischen 3.000 und 4.000 Tonnen Getreide pro Jahr.“

Auf großen Teilen dieses Landes arbeiteten kurdische Landeignerinnen und -eigner, die ihre Felder nun nicht mehr bestellen konnten. Auch die hatten jetzt endgültig die Nase voll – und zwar von ihren Vertretern, die sich weigerten, einem Abkommen zuzustimmen.

„Die Landeigner haben sich an uns gewandt und ganz klar gemacht, dass sie eine Lösung wollen“, erzählt Muhsin. Also wurde, nach fast sechs Monaten Stillstand, wieder geredet. Neue Vermittler, die vom ZDC an den Tisch gebracht wurden, trafen sich ab dem Frühjahr 2023. Wieder und wieder, monatelang. Verhandelt wurde über das Ergebnis der Landvermessung, über Regeln der Wiederbewirtschaftung und wie mit strittigen Einzelflächen umgegangen werden sollte.

Größer als die Summe seiner Teile

Allen war klar: Es geht gar nicht nur um das Land. Es geht um Beziehungen, Kränkungen, jahrzehntelange Diskriminierung, Vertreibungen und einfach um so viel mehr. Mit jedem neuen Aspekt, jeder Verhandlungsrunde, wuchs die Zahl der Beteiligten. Und damit auch die

„Die kurdischen Landeigner haben ganz klar gemacht, dass sie eine Lösung wollen.“

Scheich Muhsin Mahmoudi Shihab Ahmad _____





Es ist ein bedeutender Moment, als das Abkommen der Öffentlichkeit vorgestellt wird.

Zahl der Probleme, die mit dem Landkonflikt verknüpft waren, aber oft weit darüber hinausgingen. Vielleicht liegt es an dieser komplexen Dynamik zwischen den Interessensgruppen und der Notwendigkeit, immer wieder flexibel auf neue Herausforderungen zu reagieren, dass am Ende weit mehr als eine Vereinbarung über die Landnutzung entstanden ist.

Denn der Durchbruch war schließlich da. Am 28. Juli 2023 unterzeichneten die Vertreter der arabischen und der kurdischen Gemeinden ein Abkommen in Erbil. Einen knappen Monat später, am 24. August 2023, wurde dieses vor aller Öffentlichkeit noch einmal unterschrieben. Es ist ein gutes Ergebnis des Friedensprozesses, dass die Konfliktparteien sich geeinigt haben. Fast noch wichtiger für die



Das Zummar-Abkommen ist ein großer Erfolg und auch ein Beweis, dass Beharrlichkeit sich auszahlt.

Zukunft der immer noch fragilen Region ist jedoch, dass in Zummar Vertrauen geschaffen wurde. Und zwar nicht nur zwischen den ehemaligen Gegnerinnen und Gegner, sondern auch in die lokalen Behörden und staatlichen Institutionen, die mit Ausdauer und Beharrlichkeit an einer Lösung des Landkonflikts gearbeitet haben.

Und noch etwas ist entstanden in diesem Prozess. Man könnte die arabische Seite die Siegerseite nennen, schließlich war ihr das Land offiziell zugesprochen worden. Wie leicht hätte Genugtuung der Preis der harten Arbeit sein können. Doch stattdessen reichten Scheich Muhsin und seine Gemeinde den Kurdinnen und Kurden die Hand und

verschenkten 50 Dunum des gerade erst offiziell zurückerhaltenen Landes an die kurdische Bevölkerung aus Hamad Agha. Es ist eine große Geste, und es ist auch ein Zeichen, dass in Zummar endlich Frieden herrschen soll.

Jahrelang lebte Afkar Fathi Hassoun im Schatten von Gewalt, Armut und Hoffnungslosigkeit. Doch mit einer Nähmaschine, Trainings und der Unterstützung anderer Frauen beginnt sie, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen – für sich und ihre Kinder.

Die ersten Kleider, die Afkar Fathi Hassoun näht, sind für ihre Töchter bestimmt.

Stich für Stich

Wo Hoffnung wächst, entstehen Kleider





Wie fliegen – so fühlte es sich für Afkar Fathi Hassoun an, als sie 2024 ihre erste eigene Nähmaschine bekam. „Ich war so glücklich“, erinnert sie sich. „Es war, als würden meine Füße gar nicht mehr den Boden berühren.“ Leichtigkeit, Hoffnung: Dinge, die in Afkars Leben bisher kaum existiert hatten.

Afkar wuchs mit mehreren Brüdern und Schwestern in Qayyara auf, einem rund 60 Kilometer von Mossul gelegenen Unterbezirk, am westlichen Ufer des Tigris. Um die 120.000 Menschen leben dort. Schon als Kind hatte Afkar psychische Probleme, war depressiv. Von den Eltern fühlten sie und ihre Schwestern sich vernachlässigt: Ihre Brüder durften zur Schule gehen, während die Mädchen zu Hause blieben. „Damals

waren die Schulen gemischt“, erklärt Afkar. „Also haben sie uns Mädchen aus der Schule genommen, weil sie nicht wollten, dass wir gemeinsam mit Jungen lernen. Hätte ich eine Schulbildung erhalten, wäre mein Leben anders verlaufen.“ Afkars Mutter starb 2003 – und die 18-jährige Afkar musste von einem Tag auf den anderen Verantwortung für ihre jüngeren Geschwister übernehmen. Mit Anfang 20 heiratete Afkar und zog mit ihrem Ehemann aufs Land, sie wurde Mutter von zwei Töchtern und zwei Söhnen. Das tägliche Leben im Dorf war hart: Die junge Familie zog oft um, verschuldete sich, hatte nie genug Geld, keine Stabilität und Sicherheit. Afkar kämpfte weiterhin mit psychischen und später auch mit körperlichen Problemen. Sie haderte damit, ihren Kindern

nicht das geben zu können, was sie brauchten. Jeder Tag war eine Herausforderung.

Zwei Jahre IS-Herrschaft: Angst und Überleben

Als im Juni 2014 der sogenannte Islamische Staat (IS) die Kontrolle in und um Mossul übernahm, lebten Afkar und ihre Familie in einem Ort namens Hay al-Nahda. Sie hörten Schüsse, sie verstanden nicht, was passierte. Jemand berichtete, bewaffnete Männer seien eingetroffen. Wer diese Männer waren? Was sie wollten? Afkar wusste es nicht. Was sie



Jahrelang war jeder einzelne Tag eine Herausforderung. Doch Afkar hat überlebt – für ihre Kinder, ihre Familie.

wusste, war, dass alle Menschen aus ihrer Nachbarschaft geflohen waren. Also machten sie und ihre Familie sich ebenfalls auf den Weg, Richtung Norden. Zu spät: Der IS blockierte die Straßen, niemand wurde mehr durchgelassen. Afkar und ihrer Familie blieb nichts anderes übrig, als in ihr Haus zurückzukehren. Um sie herum: Chaos, Gewalt, Tod. Schüsse. Brennende Autos. Der Jüngste Tag, der Tag, an dem Allah als Richter alle Menschen zur Rechenschaft ziehen würde, er war gekommen, dessen war Afkar sich sicher: „Unser Leben war ein Albtraum. An manchen Tagen hatten wir kein Essen. Kein Frühstück, kein Mittagessen, kein Abendessen. Es gab keinen Strom, kein Wasser. In Bottichen sammelten wir Regenwasser, das ich dann abkochte und filterte, damit die



Kinder etwas zu trinken hatten.“ Um ihre Familie zu ernähren, backte Afkar Brot – nur ein wenig Wasser und Mehl auf dem Tonofen, keine richtige Mahlzeit. Die Familie wagte sich kaum noch vor die Tür. Zu groß war die Angst, für ein vermeintliches Vergehen bestraft, im schlimmsten Fall getötet zu werden. Regeln, überall Regeln: Die Teilnahme am Gebet in der Moschee war zu jeder Tages- und Nachtzeit obligatorisch, Männer mussten sich Bärte wachsen lassen, Frauen in der Öffentlichkeit den Khimar tragen, einen Schleier, der Kopf, Hals und Schultern bedeckt. Frauen, die sich nicht daranhielten, wurden bestraft – von anderen Frauen, sogenannten „Beißerinnen“, die, im wahrsten Sinne des Wortes, zubissen. Ihre Zähne in die Haut ihrer Opfer gruben, als seien sie wilde

Tiere. An manchen Tagen schaffte Afkar es kaum, sich vor ihren Kindern zusammenzureißen. Sie schloss sich in einem Zimmer ein, sie weinte heimlich. So vergingen zwei Jahre. Zwei Jahre, in denen Afkar nie wusste, ob sie, ob ihre Kinder, ihr Mann, den nächsten Tag erleben, überleben würden. Zwei Jahre voller Tod und Terror, voller Verzweiflung. Zwei Jahre, in denen Afkar ihren Glauben an Gott trotzdem nie verlor.

Kaum genug zum leben

Als die Gegend im Sommer 2016 als eine der ersten von den sich langsam vorarbeitenden



Ort
Mosul

Themen
Stärkung von Frauen, Existenzsicherung

Afkar hat alles gegeben. Sie hat die COVID-Pandemie überstanden und Bäume gepflanzt. Das Nähen hilft, ihre Existenz zu sichern.



irakischen Streitkräften befreit wurde, blieben Afkar und ihre Familie in ihrem Haus. Ein Jahr lang lebten sie ohne eigenes Einkommen, Essen, Auto. Menschen aus der Nachbarschaft, die vor dem IS geflohen und nun zurückgekehrt waren, brachten Essen. Reis, Kichererbsen, Bohnen. Sie halfen, wo sie konnten, obwohl sie selbst wenig hatten. Weil Afkars Mann schwer krank war, konnte er nicht mehr arbeiten. So wurde Afkar zur alleinigen Familiernährerin, sie verdiente Geld mit Brotbacken, aber kaum genug. An manchen Tagen beliefen ihre Einnahmen sich lediglich auf 4000 bis 6000 Dinar, eine Summe zwischen 2,70 Euro und 4 Euro. Wie sollte es weitergehen? Afkar betete. Sie hoffte.



Das Training hat Afkar Halt gegeben, sie hat jetzt etwas, auf das sie sich verlassen kann.

Ein Angebot, das alles verändert

Wochen vergingen, Monate, Jahre. Bis Afkar eines Tages einen Platz in einem von der GIZ unterstützten Existenzsicherungs-Projekt bekam. Für Afkar war dies die Chance, auf die sie gehofft, für die sie gebetet hatte. Nach einem ersten Interview konnten die Teilnehmenden aus verschiedenen Trainingsangeboten wählen, darunter Frisieren, Putzen und Kochen. Afkar entschied sich für Nähen – ein Bereich in dem sie, dank früherer Lektionen ihrer Schwester, schon ein wenig Erfahrung besaß.

Als Afkar am ersten Tag zu dem Restaurant lief, wo das Training stattfand, spürte sie, wie

Dann hörte sie über ihren Bruder von einer internationalen Organisation, die Jobs in der Forstwirtschaft vermittelte. Es war 2020, mitten in der Pandemie. Nicht nur hatten Afkar und ihre Familie Angst, sich zu infizieren und krank zu werden, sie steckten auch tief in Schulden – Miete, Medikamente, tägliche Ausgaben. Afkar hatte Glück und bekam eine befristete Stelle: Zwei Monate lang pflanzte sie Keimlinge und Bäume, sie

hatte ein geregeltes, gutes Einkommen. So froh Afkar über das Geld war, ihr Leben war weiterhin schwierig. Sie hatte immer noch psychische Probleme, die Familie war verschuldet, ihr Mann sowie zwei ihrer Kinder waren krank.



„Ich hoffe, dass jede Frau in einer ähnlichen Situation an so einem Trainingprogramm teilnehmen kann und sieht, wie sich ihr Leben verbessert.“

Afkar Fathi Hassoun _____

sich etwas in ihr öffnete. So, als ob sich etwas Schmerzhaftes langsam lösen würde. Trotzdem: Afkar war überwältigt – von der Situation, von den anderen Frauen. Sie war nervös und zögerlich. Beim zweiten Mal sprach sie mit einer der anderen Teilnehmerinnen. Beim dritten Mal öffnete sie sich noch ein wenig mehr. Und nach und nach begann sie, sich mit den anderen zu unterhalten, Ideen auszutauschen.

Von der finanziellen Unterstützung, die Afkar für ihren Lebensunterhalt erhielt, kaufte sie einen Kühlschrank und eine Kühltruhe – zwei Dinge, die ihren Alltag erleichterten. Nun konnte Afkar Essen vorkochen, ohne Angst haben zu müssen, dass dieses in der Hitze verderben und ihre Kinder krank machen würde.

Nähe, Freundschaft, Hoffnung

Sechs Monate lang lernte Afkar alles, was man braucht, um als Näherin Geld zu verdienen. Nicht nur das Nähen selbst, sondern auch Geschäftsstrategien und den Umgang mit Kundschaft. Das Geld, das sie als Unterstützung ihrer Selbständigkeit erhielt, nutzte Afkar, um Nähutensilien zu kaufen: Stoffe und Garn. Doch darüber hinaus versorgte das Training Afkar noch mit etwas

Essentiellem: Es brachte sie in Kontakt mit anderen Frauen. Sie lachten und aßen zusammen, tranken Tee. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Afkar Freundinnen, richtige Freundinnen. Vorher war sie immer zu Hause gewesen, war nie ausgegangen oder hatte sich verabredet. Auch deshalb, weil sie kein Geld hatte und sich bestimmte Dinge nicht leisten konnte. Mit ihrem Ehemann hatte Afkar ständig Probleme – nicht, weil er ein schlechter Mann war, sondern weil es nichts gab, was ihnen Halt verschaffte, auf das sie sich verlassen konnten. Nun merkte Afkar,





wie gut ihr der Austausch mit den anderen Teilnehmerinnen tat, und wie positiv sich diese Kontakte auf ihre mentale Gesundheit auswirkten.

Das Training wurde zu einem Wendepunkt in Afkars Leben – es gab ihr Hoffnung, es motivierte sie: „Uns wurde gesagt, dass Nähen eine Einkommensquelle sein könne und dass es unser Leben verbessern würde. Diesen Gedanken habe ich wirklich im Kopf behalten. Ich sagte mir: Ich muss eine Nähmaschine kaufen und mit dem Nähen für Menschen überall beginnen.“ Mitte 2024 war es so weit: Afkar kaufte eine Nähmaschine – ein Gefühl wie Fliegen, ja, und eine Investition in ihre Zukunft. Die ersten Kleidungsstücke, die Afkar auf der Maschine

nähte, nähte sie für ihre Töchter. „Sie waren so glücklich“, erzählt Afkar. „Vorher hatten sie kaum etwas.“ Heute näht sie alles von Kleidung über Kissenbezüge. Mit ihrer kleinen Näherei, das weiß Afkar, steht sie noch am Anfang. Es dauert, sich eine Stammkundschaft aufzubauen.

Mehr als eine Nähmaschine

Ein Jahr ist es her, dass Afkar ihre Nähmaschine kaufte. Ihr Leben hat sich spürbar und positiv verändert: „Ich kann nähen, mein eigenes Geld verdienen und für meine Ausgaben bezahlen.“ Afkar träumt

von einem eigenen Haus für sich und ihre Kinder, ein Haus, das ihr gehört und in dem sie nicht nur zur Miete wohnt. Und sie möchte weiterlernen, besser im Nähen werden und eine Nähwerkstatt eröffnen, wo sie andere Frauen als Näherinnen einstellen kann. Schon jetzt kooperiert sie mit einer erfahrenen Näherin, die den Stoff schneidet, den Afkar dann mit der Maschine näht. Die Einnahmen teilen sie fifty-fifty. Das Wichtigste für Afkar ist jedoch die Zukunft ihrer Töchter: Die beiden Mädchen sollen eine gute Ausbildung erhalten, Ärztinnen oder Lehrerinnen werden. Damit sie es einmal leichter haben als Afkar selbst. Anderen Frauen wünscht Afkar die gleiche Chance, die sie selbst bekommen hat: „Ich hoffe, dass jede Frau, die sich in



Afkar und ihre Mitarbeiterinnen arbeiten heute daran, sich eine Stammkundschaft aufzubauen.

einer ähnlichen Situation wie ich befindet, die Gelegenheit bekommt, an einem Trainingprogramm teilzunehmen und sieht, wie sich ihr Leben verbessert.“

Die Nähmaschine in der Ecke, sie ist für Afkar nicht nur ein Gerät, das es ihr erlaubt, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Sie ist ein Symbol der Freiheit und der Würde – ein Symbol dafür, dass es manchmal nicht viel braucht, um Menschen ein neues, besseres Leben zu ermöglichen.



Zwischen Zerstörung und Engagement

Ein Medienprojekt ermutigt junge Menschen in
Tal Afar, ihre Geschichte zu erzählen

Ahmed Bakir wuchs inmitten von Krieg und Terror in Tal Afar auf, einer Stadt, die immer noch von Gewalt und Zerstörung geprägt ist. Fotografie war lange sein Hobby – bis ein GIZ-Projekt ihn zum Medienmacher ausbildete. Heute dokumentiert Ahmed den Wiederaufbau Tal Afars und engagiert sich für gesellschaftlichen Zusammenhalt.

„Kein Tag verging ohne Tote, Entführungen oder Bombenanschläge.“
So erinnert sich Ahmed Bakir an seine Jugend.



Der Wiederaufbau der Zitadelle von Tal Afar wird noch ein bisschen dauern. Es fehlt an Geld, doch vielen in der Stadt ist die Bedeutung des Bauwerks bewusst, das 2014 von den Truppen des sogenannten Islamischen Staats (IS) gesprengt wurde. „Die Zitadelle stammt aus der assyrischen Epoche. Sie war ein Symbol für unsere Stadt und unsere kulturelle Identität. Wir alle spüren bis heute den Schmerz, wann immer wir an den Ruinen vorbeigehen“, erzählt Ahmed Bakir, ein junger Fotograf und Filmemacher, der Ende der 1990er Jahre in Tal Afar geboren wurde. Die Rekonstruktion der Zitadelle, so empfinden es viele in der Stadt, wird eine Wunde schließen, und es wird ein Zeichen der Hoffnung sein für eine Gegend, die in den letzten Jahrzehnten nicht viel Grund für Zuversicht hatte.

Auch für Ahmed ist das Bauwerk mehr als ein paar Steine, die nicht mehr aufeinanderstehen. Es ist Ankerpunkt für Verlust, Identität – und inzwischen auch einen positiven Blick in die Zukunft. So ist es nicht von ungefähr, dass die Zitadelle in dem Dokumentarfilm „Noor’s Journey“ vorkommt, einem Film, der im Rahmen der „Media for Peace“-Initiative der GIZ 2022 entstanden ist. Ahmed war sowohl am Projekt als auch an der Entstehung des Films beteiligt – der erste Dokumentarfilm für den jungen Mann, der heute als Medienmacher arbeitet. Diesen Beruf hat er sich hart erarbeitet.

Zwischen Saddam und Gotteskriegern

Ahmed war noch ein Kind, als die Truppen der USA 2003 in den Irak einmarschieren. Seine Heimatstadt Tal Afar liegt nur einen Katzensprung von Mossul entfernt. 220.000 Menschen unterschiedlicher ethnisch-religiöser Herkunft leben damals hier. Die fragilen Machtstrukturen, die hauptsächlich auf familiären und Stammesverbindungen fußen, halten dem Krieg nicht stand. Religiöse und ethnischen Spannungen entladen sich in gewalttätige Auseinandersetzungen. Mit dem Frieden ist es für lange Zeit vorbei. „Nicht



Ort
Tal Afar

Themen
Medien, Stärkung der Jugend, friedliches
Zusammenleben

ein Tag verging, an dem man nicht von einer Entführung, Tötung oder einem Bombenanschlag hörte,“ erinnert sich Ahmed an die Jahre bis 2014.

2014 – das ist das Jahr, in dem der IS die Stadt übernimmt. Doch schon in den Jahren davor haben Extremisten die Oberhand gewonnen. Al-Saray, Ahmeds Viertel, ist eine Al-Qaida-Hochburg, in der „Gotteskrieger“ gezielt Kinder für ihren sogenannten heiligen Krieg rekrutieren. „Es war unglaublich hart, sich in einer solchen Gesellschaft zu schützen“, sagt Ahmed – vor Al-Qaida und später vor dem IS. „Meine Mutter hat mich beschützt und ständig ermutigt, mich auf die Schule zu konzentrieren.“

Der Schulabschluss – ein Akt des Widerstands

Seine Mutter hat ganze Arbeit geleistet, und obwohl Ahmed arbeitet, um seine Familie zu unterstützen, geht er leidenschaftlich gerne zur Schule. „Ich gehörte zu den besten Schülern und träumte davon, eine passende Hochschule zu besuchen“, erzählt er. Doch dann kommt der IS. Die Familie flieht, schlägt sich in Mosul durch, und Ahmed kämpft um seine Zukunft. „Wenn du wirklich an etwas glaubst und ein Prinzip hast, dann kannst du alles erreichen, wovon du träumst.“ Ahmed träumt von



einem Abschluss. Die Schule zu beenden, ist für ihn ein Akt des Widerstands und der Selbstermächtigung. Als er 2018 schließlich an der Hochschule in Mossul sein Englischstudium beginnt, ist er seiner Wunscherfüllung ziemlich nah.

Ein Zufall ist es, der ihn zur professionellen Fotografie bringt – aber es ist seine Beharrlichkeit, die die GIZ auf ihn aufmerksam werden lässt. Denn Ahmed macht Fotos. Mit einem einfachen Mobiltelefon hält er ganz alltägliche Szenen fest, die nach der Befreiung vom IS die Rückkehr des Lebens in seine Heimatstadt dokumentieren. Konsequenter engagiert er sich für Tal Afar, postet seine Bilder in sozialen Medien, hilft bei Aufräumarbeiten

und Schulrenovierungen. Dann erhält er eine Einladung zu einem Workshop des „Peace Pathways“-Projekts der GIZ, das mit Jugendlichen aus konflikterfahrenen Regionen zusammenarbeitet. Sie werden ermutigt, ihre Geschichten mediengestützt zu erzählen, immer mit dem Ziel, Frieden und gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern. „Ich war bei allem dabei, habe dokumentiert, unterstützt und mitgearbeitet,“ erinnert sich Ahmed.

Als das GIZ-Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa, Irak (SRN)“ das „Media for Peace“-Projekt startet, bewirbt sich Ahmed sofort. Es wird ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben.

Früher ein Hobby, heute ein Beruf: Ahmed arbeitet seit dem GIZ-Projekt als Fotograf in seiner Heimatstadt.





Als Fotograf begleitet Ahmed heute das Leben junger Irakerinnen und Iraker in allen Lebenssituationen.

„Vor dem Programm war ich ein einfacher Hobbyfotograf. Media for Peace hat einen Dokumentarfilmer aus mir gemacht“, fasst er zusammen.

Heute ist Ahmed Bakir ein angesehener, engagierter Medienmacher, der in Tal Afar sein Handwerk einsetzt, um marginalisierte

Stimmen hörbar zu machen. „Das habe ich der GIZ zu verdanken“, kommentiert er. Nach wie vor ist seine Arbeit geprägt von sozialer Verantwortung, professionellem Anspruch und tiefer persönlicher Überzeugung. „Ich glaube an Gemeinwohl“, fasst er seinen Lebensweg zusammen. „Für mich geht es darum, etwas für die Gemeinschaft zu tun. Du

musst mit deinem Talent nicht unbedingt Geld verdienen, und auch wenn es wenig oder gar nichts einbringt, gibst du nicht auf. Es geht um Prinzipien und gesellschaftliche Verantwortung.“

A man with short dark hair and a beard, wearing a dark blue t-shirt, is sitting in a red upholstered theater seat. He has his arms crossed and is looking directly at the camera with a slight smile. The theater is filled with rows of similar red seats, most of which are empty. The lighting is warm and focused on the man.

Erinnern, erzählen, verändern

Wie ein GLZ-Projekt ein Leben verändert

Mohammed Raad Khalaf erlebte eine Kindheit im Ausnahmezustand. Pläne für die Zukunft machte er lieber nicht. Heute ist er Journalist, Datenanalyst und Mediator. Eine Geschichte über Trauma, Wandel – und die Kraft, die in geteilten Erfahrungen liegt.

Als Kind hatte Mohammed keine Pläne. Wozu auch, wenn man im andauernden Ausnahmezustand lebt?

Die „Young Enumerators and Mediators“-Initiative der GIZ war ein Wendepunkt in Mohammeds Leben.

Als Kind hatte Mohammed Raad Khalaf keine Träume. Er dachte nicht darüber nach, wie es wäre, Pilot zu sein, oder Doktor. Er machte keine Pläne für die Zukunft. „Ich denke, die Herausforderungen, denen wir gegenüberstanden, hatten darauf einen Einfluss“, sagt Mohammed heute. Der 27-Jährige weiß noch genau, wie es sich anfühlte, in Mossul aufzuwachsen, inmitten von Bombenanschlägen und Gewalt. Inmitten einer neunköpfigen Familie: fünf Töchter, drei Söhne und eine alleinerziehende Mutter. Mohammeds Vater verschwand 2004 auf dem Weg zur Arbeit, da war Mohammed sechs Jahre alt. Ob der Vater verschleppt wurde, eingesperrt, ermordet, ob er noch lebt – Mohammeds Familie weiß es bis heute nicht.

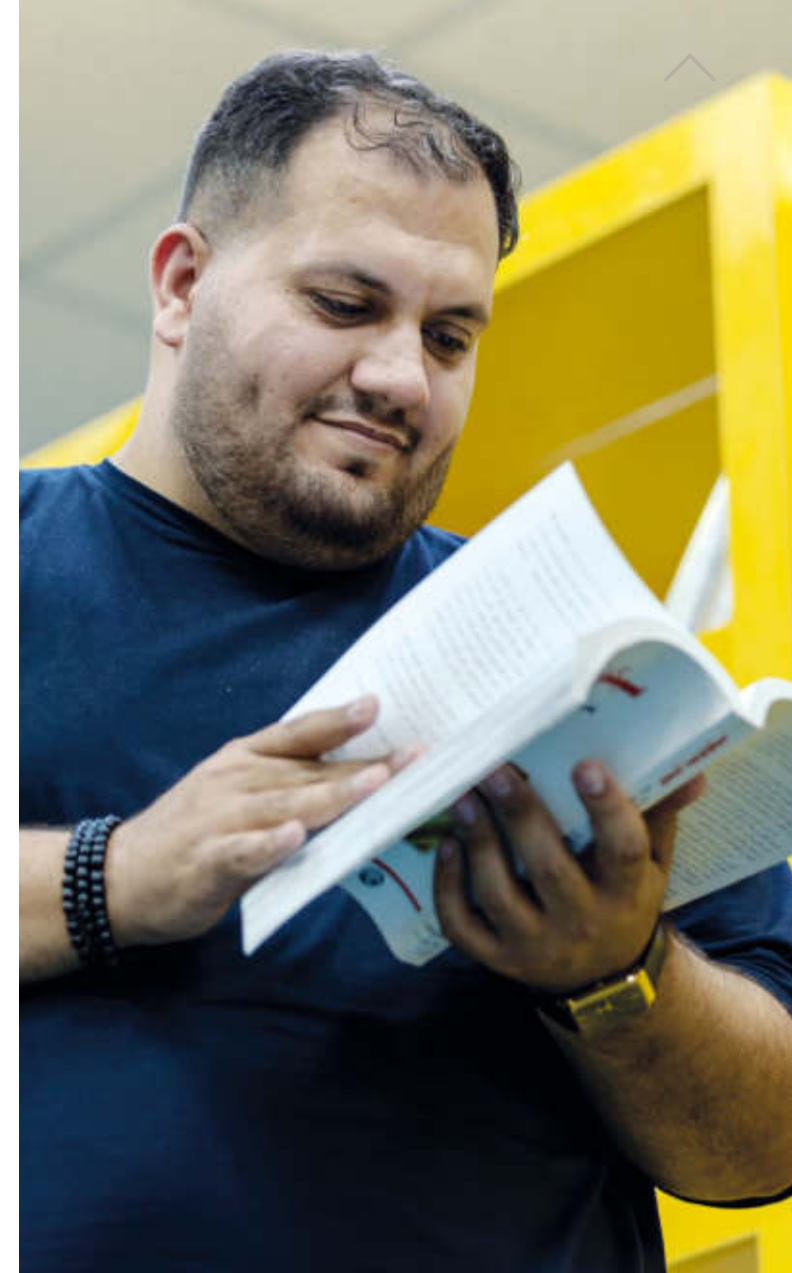


Kindheit im Ausnahmezustand

So traumatisch dieses Erlebnis war: Es war im Irak damals nicht ungewöhnlich. Nach dem Sturz von Saddam Hussein im Frühjahr 2003 begann eine lange Phase der Instabilität im Land. Viele Menschen starben, viele Familien verloren jemanden. Ab 2004 verübte die islamistische Al-Qaida vermehrt Selbstmordanschläge sowie Attentate auf Märkte, Moscheen und staatliche Einrichtungen. Zusätzlich verschärfen sich die religiösen Spannungen zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen. Für die Menschen im

Irak bedeutete dies ein Leben im andauernden Ausnahmezustand: Chaos, Tod, Flucht und Vertreibung bestimmten den Alltag. Die Infrastruktur war stark beschädigt – viele Krankenhäuser, Schulen sowie die Versorgung mit Strom und Wasser funktionierten kaum noch. Die Gesellschaft war tief traumatisiert und entlang konfessioneller Linien gespalten.

Die Schulen, die Mohammed damals besuchte, trugen symbolische Namen wie „Frieden“, „Freiheit“ oder „Zukunft“. Namen, die in krassem Kontrast zu Mohammeds Alltag und Schulzeit standen, die von Gewalt und Angst geprägt waren. Als Jugendlicher erlebte Mohammed, wie zwei Mitschüler in einen Streit gerieten – der mit



In Ruhe in einem Buch zu stöbern, ohne einen Fluchtgedanken – was früher undenkbar war, erfüllt Mohammed heute mit innerem Frieden.



dem Tod des einen endete. „Diese Situation“, sagt Mohammed, „beschäftigt mich immer noch. Die Traumata sind noch da.“

Eine Jugend unter dem IS? Verlorene Jahre

Und weitere Traumata kamen hinzu. Mohammed erinnert sich noch genau an den Tag, als der sogenannte Islamische Staat (IS) 2014 die Macht übernahm: „Es war der 6. Juni, der erste Tag, an dem ich ein Handy hatte. Die Atmosphäre war furchteinflößend. Alles sah gelblich aus, als hätte man einen

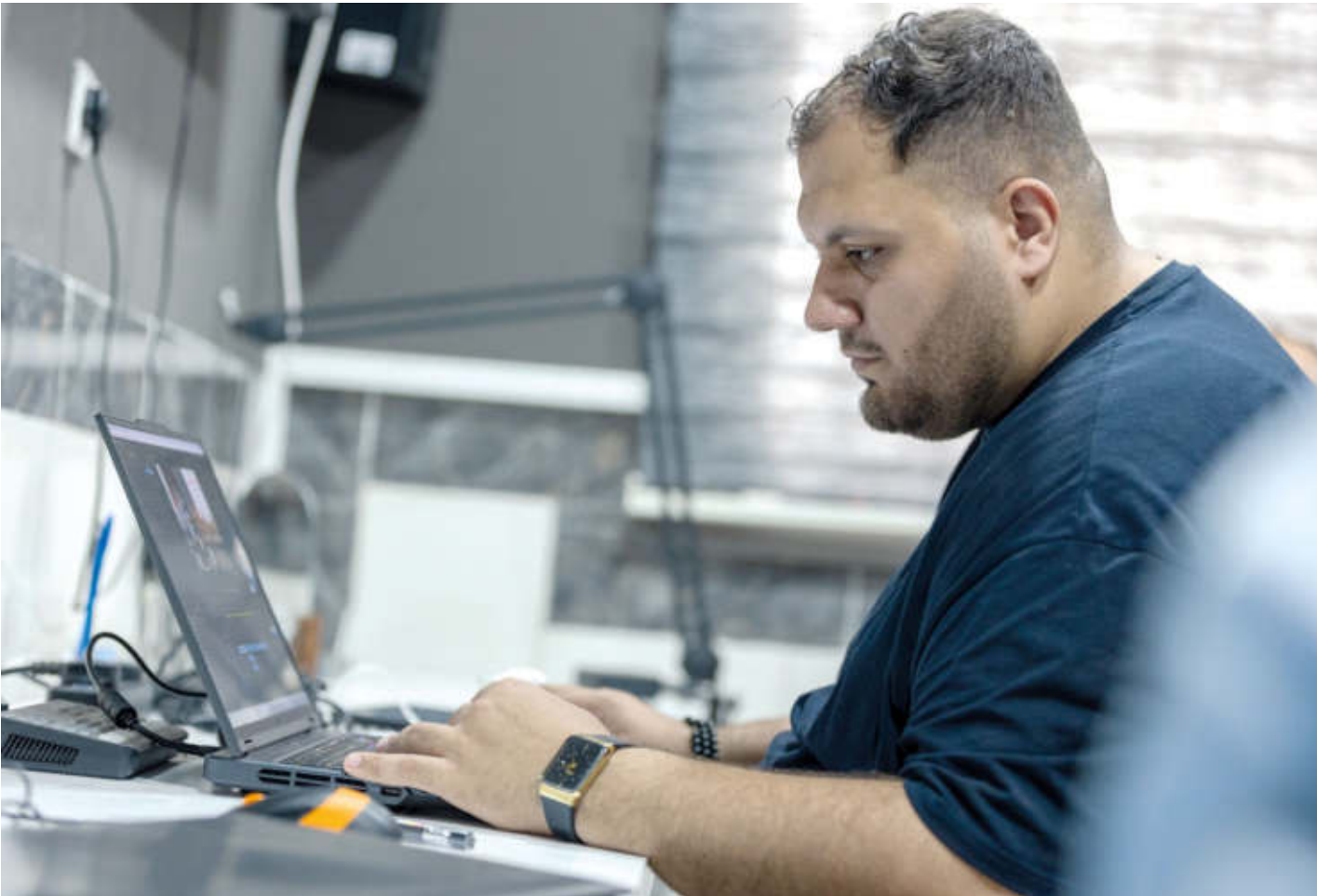
Filter darübergelegt.“ Niemand verstand, was passierte. Wer diese Männer waren, die wie aus dem Nichts auftauchten. Gerüchte gingen um, im Internet kursierten Videos von IS-Kämpfern, die mit Waffen durch die Straßen patrouillierten. Mohammeds Familie diskutierte: Gehen oder Bleiben? Sie entschied sich, zu bleiben.

Drei Jahre lang harrten Mohammed, seine Geschwister, seine Mutter, seine Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen aus. Mohammed konnte nicht mehr zur Schule gehen, seine Mutter, die als Lehrerin gearbeitet hatte, verlor ihr Einkommen – so wie alle Regierungs-Angestellten. Jeden Tag achtete Mohammed genau darauf, wie er sich verhielt, denn der IS war unberechenbar: „Sie hatten keine

Regeln, keine Grenzen. Sie konnten dich behandeln wie immer sie wollten.“ Seine komplette Jugend, so sieht Mohammed es heute, wurde ihm gestohlen. Es gab keinen Spaß, keine Leichtigkeit. Keine Perspektive. Monatelang ernährten Mohammed und seine Familie sich von Spaghetti mit Dattelsirup und Kartoffeln, frisches Obst und Gemüse gab es nicht. Als Mohammed zum ersten Mal seit Monaten, seit Jahren, wieder eine Tomate sah, konnte er nicht glauben, wie rot sie war.



Nach der Befreiung vom IS schließt Mohammed die Schule ab und beginnt sein Studium in Mossul.



Medien als Brücke zur Gemeinschaft

Die ersten Monate nach der Befreiung 2017 waren finanziell schwierig. Erst als Regierungsangestellte wie Mohammeds Mutter wieder Gehälter erhielten, wurde es leichter. Mohammed schloss die Schule ab, er hoffte, zum Medienstudium in Bagdad zugelassen zu werden. Ganz knapp verpasste er bei der Prüfung die dafür erforderliche Punktzahl – und bekam stattdessen einen Studienplatz vor Ort in Mossul. „Das Schicksal wollte mich nicht gehen lassen“, stellt Mohammed lakonisch fest. Stück für Stück begann er,



Ort

Mossul

Themen

Mediation und Konfliktlösung, Medien, Stärkung der Jugend, friedliches Zusammenleben

sein Leben neu aufzubauen. Zu träumen, vielleicht zum ersten Mal. Sich vorzustellen, wie seine Zukunft aussehen könnte. Die Medien interessierten Mohammed, weil er „erzählen wollte, was wir erlebt haben.“ Er fing an, für das örtliche Radio zu arbeiten und nahm an einem Medientraining teil.

2021 folgte ein Wendepunkt: Mohammed wurde Teil des GIZ-geförderten Projekts „Tamasuk“, das Distriktsarbeitsgruppen in Mossul und Umgebung aufbaute. Mohammed interviewte, recherchierte, dokumentierte – und lernte dabei, wie wichtig der Dialog zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen ist. Er berichtet: „Ich habe mit vielen Menschen interagiert und enge Beziehungen aufgebaut. Dabei habe ich

viele Details erfahren, die ich vorher nicht kannte – über die Kultur, die Vielfalt dieser Regionen. Über ihre Umwelt, Landwirtschaft, ihr Klima, ihre Bräuche und Traditionen.“ Als die GIZ ihn bat, die Wirkung der Arbeitsgruppen medial aufzubereiten, produzierte Mohammed einen dokumentarischen Beitrag über soziale Zusammenhänge, Hochzeiten zwischen Zurückgekehrten und Sicherheitskräften, über neue Arten des Zusammenlebens.





Media
is

„Im Mediationstraining habe ich gelernt zuzuhören und nicht sofort zu urteilen. Das hat mein gesamtes Wesen verändert“, sagt Mohammed im Rückblick.

Geschichten erzählen, um Zukunft zu gestalten

2022 drehte Mohammed eine weitere Dokumentation, diesmal über das Tabuthema digitale Erpressung von Frauen. Die Universität Mossul verlieh ihm dafür einen Preis, Mohammeds erster öffentlicher Erfolg. Im Frühjahr 2023 wurde er Teil der Initiative „Media for Peace“. Mohammed erzählt: „Zum ersten Mal habe ich gelernt, wie man Geschichten mit Daten untermauert, wie man wirklich in die Tiefe geht.“ Er analysierte mehr als 100 Stunden Videomaterial, identifizierte mediale Leerstellen und

entwickelte datenbasierte Investigativberichte, unter anderem zur Rolle sozialer Beziehungen in Konflikten. Dadurch änderte sich Mohammeds Perspektive: „Ich sehe Konflikte heute nicht mehr nur als Problem, sondern als etwas, das man gestalten und transformieren kann.“ Parallel zu „Media for Peace“ nahm Mohammed an einem Mediationstraining der GIZ teil. Was als Erweiterung seiner Fähigkeiten begann, wurde schnell zu einer persönlichen Transformation. „Ich habe gelernt zuzuhören“, sagt Mohammed, „und nicht sofort zu urteilen. Das hat mein ganzes Wesen verändert.“


Heute arbeitet Mohammed an Datenjournalismus-Projekten, veröffentlicht Artikel, unterrichtet, vernetzt sich. Ein Artikel über





Selbstvertrauen, Orientierung und Würde habe ihm „Media for Peace“ gegeben, sagt Mohammed. Und: eine Perspektive.

Menschen mit Behinderung half ihm, eine Weiterbildung in Deutschland zu beginnen. Was ihn antreibt? Die Kraft der Geschichten. Die Möglichkeit, aus Erfahrungen Brücken zu bauen. Und die Verantwortung, junge Menschen in seiner Community zu stärken. Mohammed resümiert: „Wenn ich heute zurückblicke, dann war das, was mir die GIZ-Projekte gegeben haben, mehr als nur eine Ausbildung. Sie haben mir Selbstvertrauen, Orientierung und Würde zurückgegeben.“ Mohammed hat eine Perspektive. Er hat Träume: Davon, Menschen mit Geschichten zu erreichen, sie teilhaben zu lassen an dem, was war und was heute ist.

A woman with dark hair tied back, wearing a patterned headscarf, a black long-sleeved shirt, and a white apron, is working in a kitchen. She is wearing black gloves and is focused on cutting red tomatoes on a wooden cutting board. The kitchen has a window with patterned curtains on the left, a stove with a frying pan on the right, and various kitchen items on the counter. The background shows a simple, lived-in space with some clutter.

Als der sogenannte Islamische Staat in ihre ezidische Heimat einfiel, musste Sanaa Saleh Qasim mit ihrer Familie fliehen. Jahre später kehrte sie zurück – in ein zerstörtes Haus, in eine verlassene Stadt. Heute führt sie dort ein kleines Lokal und baut sich Stück für Stück ein neues Leben auf.

Der Geschmack von Hoffnung

Vom Überleben einer Ezidin im Nordirak

Die Einsamkeit machte Sanaa während der IS-Jahre am meisten zu schaffen. In ihrem Restaurant kann sie heute wieder mit anderen zusammesein.

Schon in ihrer Kindheit hat Sanaa mit den Eltern in der Landwirtschaft gearbeitet und dabei gelernt, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Ich bin stolz, unabhängig zu sein, für mich und meine Familie.“ So beschreibt Sanaa Saleh Quasim, was ihr kleines Restaurant für sie bedeutet. Unabhängigkeit, ja, und dazu finanzielle Eigenständigkeit, Selbstvertrauen – und Hoffnung.

Die 30-Jährige wuchs in der Kleinstadt Khanasor auf, im Norden des Sindschar-Gebietes, im Nordwesten des Irak. Die Region grenzt an Syrien und ist seit Jahrhunderten Heimat einer überwiegend ezidischen Bevölkerung. Sanaa besuchte nie eine Schule, sondern lediglich einen zweimonatigen Alphabetisierungskurs. Schon als Zwölfjährige arbeitete sie mit ihren Eltern zusammen in der Landwirtschaft. Morgens um vier ging es los, bis abends um sieben, unterbrochen

nur von einer Mittagspause. Sanaa erntete Gurken, Tomaten und Wassermelonen. Das damit verdiente Geld reichte gerade so eben, um Sanaa, ihre Eltern und ihre sieben jüngeren Geschwister über den Winter zu bringen. Sanaa stellt fest: „Meine Kindheit war nicht wie die anderer Kinder. Ich habe meine ganze Zeit damit verbracht, zu arbeiten und meinen Lebensunterhalt zu verdienen.“ Das Leben war hart, aber für Sanaa zählte vor allem, dass sie mit ihrer Familie zusammen sein konnte.



Überleben im Versteck

Als im August 2014 der sogenannte Islami-sche Staat (IS) in die Region eindrang und dort die Kontrolle übernahm, war Sanaa 19 Jahre alt. Innerhalb kurzer Zeit wurden zahlreiche Menschen von der Terrororgani-sation ermordet, verschleppt oder vertrieben – mit dem Ziel, die ezidische Gemeinschaft systematisch zu vernichten. Sanaa und ihre Familie flohen zu Fuß in die Berge, zu-nächst ohne Wasser, ohne Nahrung. Sieben Tage lang versteckten sie sich in den Bergen. Dann hörten sie, dass es einen offenen Weg nach Syrien gebe, und machten sich auf zur syrischen Grenze. Dort angekommen,



Sanaa hat als Aushilfe angefangen. Mit Unterstützung eines Existenzgründungsprojekts gelang es ihr, ein eigenes Restaurant zu eröffnen.

bestiegen sie einen Lastwagen, der sie in die Region Kurdistan brachte, ein autonomes Gebiet im Nordirak.

Jahrelang lebten Sanaa und ihre Familie in einem überfüllten Camp: zehn Personen in einem Zelt, kaum Zugang zu sanitären Anlagen, Arbeit nur saisonal. Erst 2021, sieben Jahre nach der Vertreibung, kehrten sie zurück nach Khanasor – in ein Haus, das vollständig geplündert worden war. „Was mich am traurigsten gemacht hat, war die Einsamkeit“, sagt Sanaa. „Nur wenige Menschen waren zurückgekehrt.“ Zusammen mit ihren Eltern und Geschwistern machte sie sich an den Wiederaufbau. Zuerst setzten sie das Haus instand, dann begannen sie, Felder zu bestellen. Doch als Sanaas Brüder sich mehr



Sanaas Restaurant liegt neben einer Grundschule. Der Andrang ist manchmal so groß, dass ihre Brüder bei ihr aushelfen müssen.

auf die Schule und ihre Bildung konzentrieren mussten und nicht mehr auf dem Feld mithelfen konnten, musste die Familie diese Arbeit einstellen. Stattdessen arbeitete Sanaa als Aushilfe in einem Restaurant vor Ort.

Zurück ins Leben

Als sie von einem Projekt zur Förderung von Existenzgründungen erfuhr, das von der GIZ unterstützt wurde, bewarb sie sich für den Bereich Gastronomie. Sie wurde aufgenommen und absolvierte mehrere Trainingseinheiten zu den Themen Unternehmertum, Organisation und Kochen. Außerdem lernte

Sanaa, wo man die Zutaten beschafft und wie man beliebte lokale Spezialitäten zubereitet. Schon während ihrer Zeit als Aushilfe im Restaurant hatte Sanaa daran gedacht, ein eigenes Restaurant zu eröffnen. Dank einer Startfinanzierung durch die GIZ und der Unterstützung ihres Vaters konnte sie diesen Traum 2023 verwirklichen.

Heute kocht Sanaa täglich für ihre Gäste. Ihr kleines Lokal liegt direkt neben einer Grundschule, in der Schulzeit ist der Andrang groß; manchmal braucht Sanaa deshalb Unterstützung von ihren Brüdern. Ihre Arbeit macht sie glücklich, vermittelt ihr ein Gefühl von Sicherheit, Würde und Gemeinschaft: Die Menschen kommen nicht nur zum Essen ins Restaurant, sondern auch, weil sie sich hier



Ort
Sindschar

Themen
Stärkung von Frauen, Existenzsicherung,
Rückkehr von Binnenvertriebenen

Buchführung und Geschäftsentwicklung waren Teil ihrer Trainings.
Das kommt Sanaa jetzt zugute.



unterhalten und austauschen können. Weil hier niemand einsam sein muss. Nach wie vor gibt es zahlreiche Herausforderungen – schwache Infrastruktur, Wasserknappheit, Stromausfälle –, doch Sanaa denkt schon an die Zukunft. Sie will ihr Lokal erweitern, Getränke und Säfte anbieten und eines Tages auch Mitarbeiterinnen einstellen. „Ich bin sehr dankbar dafür, was die GIZ für uns getan hat“, sagt Sanaa. Trotz Vertreibung, Krieg und Verlust hat sie den Weg zurück ins Leben gefunden und gestaltet nicht nur ihre eigene Zukunft – sondern auch die ihrer Gemeinschaft. Mahlzeit für Mahlzeit.

Die Zukunft bauen

Die Geschichte einer jungen
Frau, die Verantwortung
übernimmt

Neun Jahre war Ghalia Ismail auf der Flucht. Zurück in ihrem zerstörten Heimatdorf im Nordwesten des Iraks arbeitet sie aktiv mit am Wiederaufbau. Was sie antreibt ist mehr als Hoffnung: Der Wille, Verantwortung zu übernehmen. Für ihre Familie, ihre Gemeinschaft – und für eine Zukunft, die auch von Frauen gestaltet ist.

„Cash for Work“ hieß die Initiative der GIZ, die Ghalia wieder eine Perspektive eröffnete.

Ghalia war noch ein Kind, als sie vor dem IS aus ihrem Dorf fliehen musste. Zurückgekehrt ist sie als Erwachsene.



Heimat, das ist für Ghalia Ismail ein kleines Dorf im Nordwesten des Iraks, südlich des Sindschar-Gebirges, das sich aus der weiten, staubigen Ebene erhebt, wie eine steinerne Insel: ein schmaler, mehr als 100 Kilometer langer Bergrücken, der mit seinen schroffen Hängen und kahlen Felsvorsprüngen das Umland überragt. Im Frühling leuchten an seinen Hängen vereinzelt grüne Tupfer – Wacholder, Akazien, hartes Buschwerk –, doch meist liegt eine trockene Kargheit über der Szenerie. Es ist die Landschaft, in der Ghalia aufwuchs, die ihre Kindheit prägte. Und aus der sie 2014 mit ihrer Familie fliehen musste. Heute lebt die Zwanzigjährige wieder hier, in Qahtaniya (auch Til Ezer genannt). Die Rückkehr war nicht leicht – aber die Hilfe der GIZ hat sie leichter gemacht.

Flucht durch die Berge

Ghalia war zehn Jahre alt, als der sogenannte Islamische Staat (IS) 2014 die Region Sindschar überfiel. Bis dahin war Ghalias Leben hart gewesen, aber ruhig: Ihr Vater betrieb ein Schuhgeschäft, die Familie bewohnte ein Haus aus Lehmziegeln. „Es gab keinen Luxus, aber wir lebten in Frieden“, erinnert Ghalia sich. Sonntag, der 3. August 2014, war ein Tag wie jeder andere. Ghalia half ihrer Tante bei der Hausarbeit, als ihr Onkel mit beunruhigenden Nachrichten aus dem nahegelegenen Sinuni zurückkehrte, wo er seine Ernte verkaufte: Dort würden alle ins Gebirge fliehen. In der Ferne konnte Ghalia

Autos sehen, viele Autos. Die Kinder weinten. Sie kontaktierte ihre Familie und erfuhr von dieser, dass eine Terrororganisation namens Islamischer Staat sich näherte und die Gegend umzingelt hatte. Weil die Familie von Ghalias Tante kein Auto besaß, machten sie sich zu Fuß auf den Weg in die Berge. Sie nahmen nichts mit, sie ließen alles zurück. „Wir dachten, dass wir nur für ein oder zwei Stunden wegsein würden, bis die Dinge sich beruhigt haben“, sagt Ghalia. „Aber es kam anders.“ Fast zehn Stunden liefen sie und die Familie ihrer Tante, bis sie das Haus des Onkels erreichten. Mehr als vierzig Familien versteckten sich dort. Es gab Wasser, doch das Essen war knapp. Ghalia blieb zwei Tage, dann lief sie weiter, um sich ihren Eltern anzuschließen.





Im GIZ-Projekt hat Ghalia schnell eine führende Rolle übernommen – auch, um andere zu unterstützen.

In den Bergen war die Angst ein täglicher Begleiter. Ghalia berichtet: „Eines Tages hörten wir, dass der IS näherkam und uns jeden Moment erreichen könnte. Die Frauen und Mädchen waren völlig verängstigt, sie wollten nicht gefangen genommen werden. Einer meiner Onkel sagte: ‚Wenn sie uns erreichen, werden wir euch alle töten, bevor

sie euch mitnehmen können – und dann werden wir uns selbst umbringen. Niemand wird in ihre Hände fallen.‘ Zum Glück erreichte der IS uns nicht.“ Über Syrien flohen Ghalia und ihre Familie nach Kurdistan. Es folgten Aufenthalte in überfüllten Notunterkünften, später zogen sie in das Camp Esyan, wo sie unter schwierigen Bedingungen

lebten. Ghalia verlor ein Schuljahr, setzte aber ihre Ausbildung so gut es ging fort: Der Unterricht fand in großen Zelten statt, ohne Tische und Stühle, die Kinder saßen auf dem Boden. Die Lehrerinnen und Lehrer lebten selbst im Camp, die meisten von ihnen hatten gerade erst die Schule beendet und keinerlei Erfahrung im Unterrichten. Im Sommer arbeiteten Ghalia und ihre Schwester auf dem Feld, sie ernteten Kartoffeln – eine anstrengende Arbeit, für die sie einen Tageslohn von umgerechnet gerade einmal drei Euro erhielten.

Ein Haus ohne Türen und Fenster

Nach drei Jahren im Camp kehrten Ghalia und ihre Familie nach Sindschar zurück, in die Berge. „Wir kamen zurück, weil das Leben im Camp unerträglich war“, erklärt Ghalia. Es gab keine Arbeit, keine Perspektiven. In Sindschar wurde das Leben Stück für Stück erträglicher, lebenswerter. Ghalias Vater begann, im Bau zu arbeiten, und Ghalia konnte wieder die Schule besuchen. Sie hat gute Erinnerungen an ihre Zeit dort: „Ich liebte diesen Ort. Er war nicht unsere eigentliche Heimat, aber er fühlte sich doch so an.“

2023 ließ Ghalias Familie die Berge hinter sich – und stand zum ersten Mal seit ihrer Flucht 2014 wieder in Qahtaniya. Das Dorf war kaum wiederzuerkennen: zerstörte, geplünderte Häuser, fehlende Infrastruktur, ungepflasterte Straßen, wenige, sehr wenige Menschen. Ghalias Gefühle waren gemischt: „Ich bin als Kind weggegangen und als Erwachsene zurückgekommen.“ Das Familienhaus stand noch, war aber nicht mehr bewohnbar. Eigentlich. Denn weil sie nirgendwo sonst hinkonnten, lebten Ghalia und ihre Familie trotzdem in dem Haus – ein Haus ohne Türen oder Fenster. Sie waren zurückgekehrt, nach all den Jahren. Doch was nun? Es gab kaum Jobs, kaum Möglichkeiten, das Zerstörte wieder aufzubauen.



Ort
Sindschar

Themen
Stärkung von Frauen, Existenzsicherung,
Rückkehr von Binnenvertrieben

Mit dem selbstverdienten Geld konnte Ghalia neue Türen und Fenster für ihr Elternhaus kaufen.



Ohne Frauen kein Wiederaufbau

Ghalia hatte Glück: Zusammen mit anderen Menschen aus dem Dorf, darunter viele Zurückgekehrte, wurde sie für ein von der GIZ unterstütztes Projekt ausgewählt. Ziel des Projekts war der Aufbau eines Wasserversorgungssystems. Schon bald übernahm Ghalia eine führende Rolle innerhalb ihrer Gruppe: „Einige der Frauen waren älter, für sie war die körperliche Arbeit besonders anstrengend. Also habe ich ihnen gesagt, sie sollen sich ausruhen, während ich an ihrer Stelle arbeitete“, erzählt sie. Das Projekt bot nicht nur eine praktische Ausbildung in Bereichen wie Vermessung und Bautechnik, sondern

auch einen Einstieg ins Berufsleben. Ghalia verdiente umgerechnet rund 1000 Euro – genug, um davon unter anderem Türen und Fenster für ihr Elternhaus zu kaufen. Besonders wichtig war für sie das Gefühl, aktiv zum Wiederaufbau ihrer Heimat beizutragen und Familien zu helfen, die keinen Zugang zu sauberem Wasser hatten. Beeindruckt war Ghalia auch von der nachhaltigen Umsetzung des Projekts: Die Wasserpumpe wird durch Solarpanels betrieben, eine praktische Lösung für ein Gebiet mit instabiler Stromversorgung. Das Projekt hatte außerdem eine doppelte Wirkung: Es verbesserte die Wasserversorgung in der Region und stärkte gleichzeitig die wirtschaftliche Teilhabe von Frauen. Die Akzeptanz in der Dorfgemeinschaft war hoch – ein starkes Zeichen dafür, dass Frauen

aktiv an Wiederaufbau und Entwicklung mitarbeiten können. Wenn sie die Chance dazu bekommen.

Ghalia hat ihre Chance bekommen – und genutzt. Sie träumt davon, Englisch zu studieren und danach eine Arbeit zu haben, die auch der Gemeinschaft etwas bringt. So, wie das Wasserversorgungs-Projekt der GIZ. „Ich möchte, dass meine Arbeit anderen mehr nützt, als mir selbst“, sagt Ghalia. Sie ist zurückgekehrt – nicht als Kind, das Schutz sucht, sondern als junge Frau, die Verantwortung übernimmt. Für sich und für andere.



Durch den Wiederaufbau ist auch das Leben in Ghalias Dorf zurückgekehrt.

Mit der Besatzung durch den sogenannten Islamischen Staat verlor Santa nicht nur ihr Zuhause, auch ihr Traum von einer Fußballkarriere platzte. Jahre später spielt sie auf dem von der GIZ sanierten Platz in ihrer Heimatstadt gemeinsam mit anderen für Zusammenhalt und eine bessere Zukunft.

Ein Fußballplatz in Telskuf
fördert die Friedensarbeit

Ein Hektar Teilhabe

Eine grüne Oase in der staubigen Landschaft:
Der sanierte Fußballplatz in Telskuf ist schon
von weitem zu sehen.



Wo vor ein paar Jahren noch ein Minenfeld war, werden heute große Turniere veranstaltet.

Die Mädchen laufen über den Rasen, sie wärmen sich auf. Sprungübungen, kurze Sprints, ein bisschen Gelenkmobilisierung, dann traben sie wieder über den Platz zurück. Trainer Amer Yaqoob Jaboo stellt Minihürden auf, mit denen die Mädchen Beweglichkeit, Schnelligkeit und Koordination üben – alles wichtig für den Sport, den sie hier mit Hingabe betreiben: Fußball. Das Training des

Telskuf Sports Clubs beginnt wie überall auf der Welt. Aber hier, im Norden des Iraks, in einer konfliktgebeutelten Gegend, ist Freizeit- und Vereinssport keine Selbstverständlichkeit, schon gar nicht in einer Mädchenmannschaft.

Auch die 18-jährige Santa spielt für diesen Club, im orangenen Trikot mit der Nummer 7. Mittelfeld. Wie so viele Fußballerinnen

und Fußballer hat auch Santa Bälle durch die Gegend gekickt, seit sie laufen kann. Trainer Amer nämlich ist ihr Vater, und der hat sie von Anfang an mitgenommen auf den grünen Platz. Santas großer Traum, eines Tages den Durchbruch zu schaffen bei einer Mannschaft in Europa oder „am Golf“, das hat aus zweierlei Gründen ein bisschen gedauert. „Ich war ganz am Anfang nicht so begeistert“, erzählt

sie. „Irgendwann hat mich das Fußballfieber aber doch gepackt.“ Sie trainiert, sie spielt, sie liebt den Wettbewerb und die Möglichkeiten, die der Fußball ihr eröffnet. Auch ihr als Mädchen. Bis der Traum 2014 zerplatzt. Am sogenannten Islamischen Staat (IS).

Zerstörte Gemeinschaften, verlorene Träume

Telskuf liegt an der Grenze zur autonomen Region Kurdistan im Norden des Irak. Mehrfach wurde die Kleinstadt mit ihren rund 11.000 Einwohnerinnen und Einwohnern

vom IS überrannt. Tausende flohen vor dem IS. „Wir alle haben damals etwas verloren“, erinnert sich Santa, die noch ein Kind war auf der Flucht. „Ich habe meine Freunde verloren, und auch Teile der Familie. Wir sind alle auseinandergerissen worden.“

Telskuf war zwei Mal, aber jeweils nicht sehr lange besetzt. Kurdische Peschmerga drängten den IS 2014 und 2016 zurück. Der IS hatte daher wenig Zeit in Telskuf, der Ort ist weniger zerstört als andere in Ninewa. Und doch kommen Wiederaufbau und Rückkehr auch viele Jahre nach der Befreiung nur schleppend voran. „Als wir zurückgekommen sind, mussten wir noch einmal ganz von vorne anfangen, auch mit dem Verein“, erzählt Santa. Ihr alter Fußballplatz ist 2017 ein vermintes Trümmer-



Ort

Telskuf

Themen

Basis-Dienstleistungen, Infrastruktur, Stärkung der Jugend, friedliches Zusammenleben



feld. „Wir haben überhaupt keine Unterstützung bekommen, auch nicht für den Platz“, beklagt sie sich heute. Nur die GIZ, sagt sie, die hat sich engagiert. Ohne sie würden wohl immer noch Schilder mit „Achtung: Lebensgefahr“ vor dem Betreten des Platzes warnen.

Die GIZ – das ist in diesem Fall das Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa, Irak (SRN)“. In Zusammenarbeit mit der Verwaltung und der Bevölkerung in Ninewa arbeitet die GIZ im Nordwest-Irak am sozialen Zusammenhalt und dem Aufbau lokaler Friedensstrukturen, an der Verbesserung der Lebensgrundlagen der Bevölkerung – und eben am Wiederaufbau der öffentlichen Infrastruktur. Wozu auch der Sportplatz gehört.

Santas Vater Amer hat sie zum Fußball gebracht. Auch heute trainiert er seine Tochter wieder.



Der Sportplatz ist auch Friedensarbeit

Der Fußballplatz und der Verein – das hat nicht nur etwas mit Sport zu tun, sondern mit psychosozialer Unterstützung und gesellschaftlicher Stabilisierung. Oder, um mit den Worten des Trainers Amer zu sprechen: „Es geht um das friedliche Zusammenleben. Wir sind nicht nur ein Sportverein, wir sind ein sozialer Verein, ein kultureller Verein, einer, der all diese Werte miteinander verbindet.“ Sport, so sieht der Trainer das, ist auch ein Lebensziel und eine Zukunft. „Dieser Platz ist

Alles lag in Trümmern, das Spielfeld selbst hatte der IS vermint. Der Wiederaufbau lief schleppend – bis die GIZ ins Spiel kam.





nicht nur für uns aus Telskuf da, sondern auch für die umgebenden Orte.“ Die GIZ, sagt er, habe nicht nur ein paar Hektar saniert. „Sie haben ein ganzes Gebiet wiederbelebt.“

Inzwischen werden auf dem ehemaligen Minenfeld große Turniere veranstaltet mit Mannschaften, die verschiedene Gemeinschaften aus der Gegend vertreten. „Das sind Zeichen für Frieden, Koexistenz und Miteinander“, sagt Santa. „Wir schlagen Brücken für eine bessere Zukunft“.

Der Fußballplatz von Telskuf, er ist ein Ort der Hoffnung, der Rückkehr zur Normalität, der sozialen Inklusion und des Friedens. Er verbindet Generationen, Geschlechter und

Santa träumt von einer Karriere als Profifußballerin, am liebsten in Europa oder „am Golf“.



Dörfer – und er ist auch ein Sinnbild für den Wiederaufbau eines friedlichen Miteinanders nach Krieg und Zerstörung. Für Santa könnte der Platz auch ein Sprungbrett sein. Die 18-Jährige hat es immerhin schon in die irakische Nationalmannschaft geschafft. Vielleicht klopft ja demnächst auch ein großer Klub – aus Europa oder „dem Golf“ an das nagelneue Metalltor, das den Fußballplatz, seinen Verein und einen ganzen Hektar Hoffnung umgibt.

Ein Schafhirte beginnt von vorn

Hoffnung wurzelt tief

Taha Sulaiman Hassan war Schafhirte im Nordwesten des Iraks. Dann kam der Krieg, der ihm fast alles nahm. Doch die Wurzeln seines alten Granatapfelbaums überlebten. Heute steht Taha für einen Neuanfang: mit der Hoffnung, dass selbst im trockenen Boden wieder etwas wachsen kann.

Schon als Kind fühlte sich Taha mit der Natur verbunden. Dass sie ihn und seine Familie ernähren kann, ist ihm besonders wichtig.

„Ich war zwölf Jahre alt, als ich meinen ersten Granatapfelbaum pflanzte“, sagt Taha Sulaiman Hassan stolz. Vieles in seinem Leben wurde zerstört – durch Dürre, Krieg, Vertreibung. Aber die Wurzeln dieses Baumes überlebten. Genau wie Taha. Der 44-Jährige stammt aus Al-Salihiya: ein kleines Dorf, eingebettet in die staubige Weite Nordwest-Iraks, dort, wo die Ebene langsam in karge Hügel übergeht. Al-Salihiya gehört zum Unterbezirk Al-Ayadiyah und liegt abgelegen nordwestlich von Tal Afar, einer Stadt, die einst als Knotenpunkt zwischen Mossul und Syrien diente. Doch von dieser einstigen Bedeutung ist in Al-Salihiya wenig zu spüren. Die Menschen leben von dem, was sie der trockenen Erde abringen können.

Wie viele aus seiner Generation wuchs Taha mit Landwirtschaft und Tierhaltung auf. Schon als Kind liebte er die Natur und fühlte sich ihr verbunden – sie war und ist für ihn etwas Besonderes, Kostbares. Weil sein Vater starb, musste Taha früh die Schule abbrechen und seine Familie unterstützen. Er wurde zum Versorger. Als einfacher Schafhirte führte er ein bescheidenes Leben, geprägt von Traditionen und der Hoffnung auf Regen, denn eine andere Form der Bewässerung gab es nicht. „Wir wussten nur das, was wir von unseren Vorfahren gelernt hatten“, erklärt Taha. Kein Regen bedeutete eine schlechte Ernte und wenig Nahrung für die Schafe. Kein Regen bedeutete Verluste, Sorgen.




Die dunkle Zeit

Diese ruhige Beständigkeit des Dorflebens, das, was über Generationen hinweg durch Traditionen zusammengehalten wurde, geriet zwischen 2006 und 2008 ins Wanken, erschüttert von Ereignissen, auf die niemand in Al-Salihiya vorbereitet war. Der Irak befand sich damals in einer Phase extremer Gewalt und Instabilität. Täglich kam es zu Anschlägen, Entführungen und gezielten Tötungen, vor allem in städtischen Zentren wie Bagdad und Mossul. Militante Gruppen nutzten das Machtvakuum nach dem Sturz Saddam Husseins, um ihre Einflusszonen auszubauen. Die Regierung konnte die tiefen gesellschaftlichen Spaltungen kaum überwinden.



Mussten die Landwirte und Landwirtinnen früher auf Regen für ihre Felder hoffen, steuern sie die Bewässerung inzwischen selbst.



Nach der Flucht kehrten Taha und die seinen in ein zerstörtes Dorf zurück. Nach und nach hat die Familie alles wieder aufgebaut – moderner als je zuvor.

Parallel dazu verschärfte sich die humanitäre Krise: Die Grundversorgung brach in vielen Teilen des Landes zusammen, Hunderttausende starben, und Millionen wurden vertrieben. Die Ereignisse dieser Jahre hinterließen tiefe Spuren in der Gesellschaft. Taha erlebte Gewalt aus nächster Nähe, sah improvisierte Sprengsätze auf den Wegen und rettete selbst unter Lebensgefahr Menschen. Den Schrecken dieser Jahre – Taha nennt sie die „dunkle Zeit“ – trägt er immer noch in sich. Doch selbst in dieser Dunkelheit hielt ihn etwas aufrecht: Menschlichkeit.

Rückkehr ins Nichts

Dann kam 2014 der sogenannte Islamische Staat (IS). Durch seine Lage abseits der Hauptverkehrsstraßen war Al-Salihiya schwerer zugänglich – was das Dorf sowohl isolierter als auch verwundbarer machte. Taha hatte keine Wahl, er floh mit seiner Familie, mit seiner Frau und seinen Kindern, in die Ayadiyah-Berge. Sie nahmen nur das Nötigste mit, darunter ihre Tiere. Drei Jahre lang lebten sie in Zelten und schafften es ab und zu, Teile ihres Viehbestands in Mossul zu verkaufen. An Landwirtschaft allerdings war in den Bergen nicht zu denken. Taha sagt: „Wir überlebten durch den Regen und durch unsere Tiere.“



Klimangepasste Anbau- und Bewässerungsmethoden helfen, der kargen Landschaft gute Ernten abzurufen.

Alles, was er und seine Familie besaßen, war verloren: Haus, Ernte, Sicherheit.

Im Juli 2017 wurde Tahas Heimatregion als eine der letzten in der Provinz Ninewa vom IS befreit. Taha und seine Familie verließen die Berge und kehrten zurück – in ein zerstörtes Dorf. Nichts stand mehr. Es gab

keinen Strom, kaum Wasser. Trotzdem war Taha glücklich: „Darüber, nach all dem Leid sicher zurückgekehrt zu sein.“ Zusammen mit anderen Zurückgekehrten machte er sich an den Wiederaufbau, errichtete Zelte und besorgte Wasser. Nach und nach trafen internationale Organisationen ein und mit ihnen verschiedene Projekte, Arbeitsangebote.

Wissen als neue Lebensgrundlage

Taha bekam einen Platz in einem von der GIZ unterstützten Landwirtschaftsprojekt. Er nahm an Schulungen zu moderner Landwirtschaft, Wasser- und Energieeffizienz

sowie nachhaltiger Tierhaltung teil. Er lernte neue, professionellere landwirtschaftliche Methoden, darunter wie man Kompost herstellt und Bewässerungssysteme einrichtet. „Ich habe gelernt, das Wasser zu schätzen, das wir haben und mit weniger mehr zu erreichen“, fasst Taha zusammen. Heute baut er auf drei Dunam (etwa 7500 m²) Tomaten, Okra, Auberginen und Wassermelonen an. Er nutzt Solarenergie zur Stromversorgung, Regenwasser und einen 40 Meter tiefen Brunnen. Seine größte Sorge bleibt die Wasserknappheit – aber mittlerweile hat er das Wissen, besser mit dieser umzugehen.

Und dieses Wissen, über Bewässerung, Solartechnik, nachhaltige Landwirtschaft, Pflanzenkrankheiten, organischen Dünger

und die Gefahr von Pestiziden, teilt Taha mit der Dorfgemeinschaft. „Landwirtschaft bringt Menschen zusammen“, sagt er. „Beim Kaufen, Verkaufen, Lernen. Ich habe Freundschaften mit ganz unterschiedlichen Menschen geschlossen.“ Taha geht es darum, etwas abzugeben von dem, was er hat. So war es für ihn völlig selbstverständlich, zwei armen Familien jeweils ein Stück Land zu geben. Diese Menschlichkeit und Großzügigkeit möchte er auch seinen Kindern beibringen.



Ort

Ayadiyah

Themen

Nachhaltige Landwirtschaft

Die drei Jahre auf der Flucht sind nicht vergessen.
Doch Taha will nach vorne schauen.

Hoffnung wurzelt tief

Die Narben der Vergangenheit, der Flucht und Vertreibung, bleiben. Aber Taha hat beschlossen, nach vorne zu schauen. Für seine zehn Kinder, seine Gemeinschaft, für die Natur, die er liebt. Sein Granatapfelbaum, den er vor so vielen Jahren pflanzte, steht da, verwurzelt im trockenen Boden von Al-Salihiya – ein stilles Zeichen für Resilienz und Neubeginn.





Wie aus Joghurt, Butter und Käse
eine Zukunft wird

Etwas aufbauen, das bleibt

Als Mädchen muss Nawfa früh Verantwortung übernehmen, eine Ausbildung bleibt ihr verwehrt. Hartnäckig baut sie sich mit selbstproduzierten Milcherzeugnissen eine Existenz auf – trotz Krieg, Flucht und Terror. Dass sie heute andere Frauen unterstützen kann, hat sie auch einem Projekt zur Stärkung landwirtschaftlicher Kleinbetriebe zu verdanken.

Nawfa hat früh gelernt, mit selbstproduzierten Milcherzeugnissen für sich und ihre Familie zu sorgen.

Zummar im Nordirak, die Gegend ist karg und trocken. Noch weiter nördlich liegen die grünen Berge des Sindschar-Gebirges, doch hier streicht der Wind über die struppigen Wiesen, auf denen einst die Schafe von Nawfas Familie grasten. 1967 ist sie zur Welt gekommen, in einem kleinen Dorf unweit von Zummar, in dem sie auch heute wieder lebt. Sechs Brüder folgen – Abdullah, Khaled, Ahmed, Saleh, Omar, Ismail. Jedes einzelne Mal hofft Nawfa auf eine Schwester. Aber es sollte wohl nicht sein. So wie eine vernünftige Schulbildung – zumindest nicht für ein Mädchen.

Al-Qaida war groß hier im Nordirak vor dem bewaffneten Konflikt zwischen den US-geführten Truppen und Saddam Husseins

Regime. Kein Wunder, dass die Gesellschaft, in der Nawfa aufwächst, zu Mädchen nicht gerecht ist. Sie ist eine der besten Schülerinnen, doch noch bevor die Mittelschule richtig losgeht, ist Schluss. Das Mädchen soll zu Hause bleiben und Verantwortung tragen statt Bücher lesen. Es mag ein bisschen Trotz im Spiel gewesen sein, mindestens aber ist es Ausdruck ihrer mentalen Stärke, dass Nawfa sich jene Art von Bildung aneignet, die auch die Konservativsten im Dorf ihr nicht verwehren können: Sie lernt den Quran auswendig. Acht Jahre studiert sie die Heilige Schrift und erhält am Ende ein Quran-Zertifikat, das sie bis auf den heutigen Tag mit Stolz erfüllt.

Hartnäckigkeit, Selbstständigkeit und der eisernen Wille, nicht aufzugeben – es sind diese

Sie wäre gerne länger zur Schule gegangen. Das bleibt Nawfa verwehrt – weil sie ein Mädchen ist.

Nawfa muss arbeiten, es wird erwartet, dass sie produktiv ist, nützlich.



Eigenschaften, mit denen Nawfa viele Jahre später Teil eines Projekts zur Stärkung landwirtschaftlicher Kleinbetriebe wird, das vom GIZ-Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in Ninewa im Nordirak (SRN)“ unterstützt wird. Obwohl das Projekt eigentlich gar nicht für sie gedacht war: Es sollten größere Milchproduzentinnen und -produzenten unterstützt werden, nicht eine resiliente alleinstehende Frau ohne Ausbildung und Qualifikation. Aber wenn Nawfa etwas gelernt hat, dann, sich nicht unterkriegen zu lassen. Nicht von sechs Brüdern, nicht von einer Gesellschaft, die wenig von Frauen hält, am Ende noch nicht einmal vom Krieg.

Nawfas Weg in die Selbstständigkeit

Aber erst einmal zurück zu den Schafen. Die haben eine große Bedeutung für die ländliche Wirtschaft und die Lebensweise der Menschen im Nordirak. So auch für Nawfa. Denn das Mädchen muss arbeiten. So sehr sie auch von ihrer Familie, vor allem von ihrem Vater unterstützt wird: Sie muss produktiv sein, nützlich. „Wir hatten eigene Schafe“, erzählt sie. „Wir haben gemolken, und ich habe Joghurt, Butter und Ghee hergestellt und anschließend verkauft.“ Weil sie tagsüber den Quran studiert, arbeitet Nawfa

nachts. Während ihre Brüder schlafen, macht sie Käse, knetet Teig, den sie mit Dattelsirup aus eigener Produktion zu Süßigkeiten verarbeitet und an Menschen aus der Dorfgemeinschaft verkauft. Bis in die Hauptstadt macht sie sich einen Namen: „Mit Lastern sind sie aus Bagdad gekommen, um meine Waren abzuholen, so sehr haben meine Kundinnen und Kunden die Qualität und den Geschmack wertgeschätzt.“

Doch dann kommt der sogenannte Islamische Staat (IS), und in die ohnehin schon konservative Gegend zieht der Terror ein. Die Hälfte der Bevölkerung flieht aus Zummar und Umgebung, auch Nawfa und ihre Familie müssen mehrfach erst die Behausungen, dann den Ort wechseln. Bis in die

Nähe von Mossul verschlägt es sie schließlich – drei Jahre harrt die Familie hier aus. „Wir sind fast erstickt“, erinnert sich Nawfa. Als der IS in Al-Hawd ein Massaker an der Bevölkerung begeht, flieht die Familie weiter. Von Dorf zu Dorf. „Wir sind nie lange geblieben, alle drei Monate sind wir weitergezogen.“

Doch wo immer Nawfa unterkommt – überall ist sie geschäftig. Wenn es sein muss, baut sie Öfen aus Lehm, nutzt Holz, wenn es weder Gas noch Strom gibt. Sie hat keine Schafe mehr, doch wo immer es geht, kauft sie den Nachbarinnen und Nachbarn die Milch ihrer Schafe, Ziegen und Kühe ab. Ghee, Joghurt und Butter stellt Nawfa her, wie früher. Sie versorgt nicht nur sich und



Ort
Zummar

Themen
Stärkung von Frauen, Existenzsicherung

ihre Familie, sondern auch die Menschen nebenan. Alle paar Monate: ein Neuanfang. Die letzte Station ist schließlich ein Camp für Binnenvertriebene. „Das war kein Leben in Würde, aber ein Zelt im Camp ist besser als der IS“, fasst sie trocken zusammen.

Nach Jahren der Flucht nur ein Ziel: Nach Hause

Das Leben im Camp ist psychisch belastend, schwierig. Der IS ist schon besiegt, aber Nawfa lebt noch im Camp. Die Jahre der Flucht haben ihr zugesetzt, für einen kurzen

Erschöpft und müde ist Nawfa aus dem Krieg zurückgekehrt. Alles ist zerstört, doch sie baut es langsam wieder auf.






Moment geht ihr die Kraft aus. Doch Nawfa träumt noch – von Zuhause. Körperlich, seelisch und emotional erschöpft macht sie sich noch einmal auf den Weg. Nach Hause.

Dort ist alles zerstört. Was der IS nicht kaputt gemacht hat, ist den Kämpfen und Bombardements der Befreiung zum Opfer gefallen. Aber: Es ist Zuhause. Nach und nach kehren die Menschen zurück, heute wohnen schätzungsweise acht von zehn der ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner wieder in Zummar und den umliegenden Dörfern. In Zelten oder in Häusern, die sie Stein für Stein wieder aufeinandersetzen. Und Nawfa? Macht Joghurt, Butter, Käse und Süßigkeiten. Sie kann sich über Wasser halten, aber das auch nur gerade so. Dass die

Gegend Unterstützung braucht, wissen viele. Hilfsorganisationen kommen und gehen, aber Hilfe? Bekommt Nawfa nicht. Bis eines Tages ein von der GIZ unterstütztes Projekt eine Infoveranstaltung zur Förderung landwirtschaftlicher Kleinbetriebe abhält. Schulungen soll es geben, Geräte sollen verteilt werden, dazu noch Marketingwissen vermittelt und Kontakt zu lokalen Absatzmärkten hergestellt werden. Eingeladen ist Nawfa nicht, das Projekt zielt eigentlich auf größere Produzentinnen und Produzenten, solche, die 50 Liter Milch am Tag verarbeiten. Nawfa schafft gerade einmal zehn.

Sie geht trotzdem zur Infoveranstaltung. Und dort steht sie auf. In alten Kleidern tritt sie vor die Versammlung, mit einem Becher



selbstgemolkener Milch. „Ich mache das seit den 1980ern“, sagt sie. „Ich kenne jeden Produktionsschritt, jeden Fehler, jeden Geschmack.“ Das Projektteam ist beeindruckt. Einer der Trainer sagt: „Diese Frau ist ein Schatz.“ Sie wird aufgenommen – in das Projekt, in die Trainings, in eine neue Zukunft.

Nawfa will etwas schaffen, das bleibt

Dass sie ins Projekt aufgenommen wird, ist ein Wendepunkt in Nawfas Leben. Was nun folgt, sind Schulungen, Qualifizierungen,

Inzwischen kann Nawfa wieder träumen. Am liebsten von einer Reise nach Mekka, einer Umrah.

moderne Ausstattungen. Sie lernt neue Rezepte, neue Methoden, Produktpräsentationen und die Erschließung neuer Märkte. Wie früher erreicht sie mit ihren Produkten nun Kundinnen und Kunden bis nach Mosul und Bagdad.

Was Nawfa lernt, gibt sie weiter. Sie schult ihre Nichten und andere Frauen im Dorf. Erklärt, wie man Käse kühlt, Joghurt richtig lagert, Butter länger haltbar macht. Sie teilt, was sie hat, auch ihre Stärke. Sie ist ein Fundament, auf dem man aufbauen kann. „Gott sei Dank“, sagt Nawfa, „ich habe alles, was ich brauche. Ich will nur für andere arbeiten.“

Das Leben hat Nawfa wenig geschenkt. Wenn sie heute träumt, dann träumt sie von Mekka. Einmal, nur einmal, möchte sie eine Umrah, eine Pilgerreise, machen. Alles andere in ihrem Leben wird sich weiter um Milch drehen. Und um ihre Mitmenschen. Für die will Nawfa ihren Betrieb vergrößern und mehr Mitarbeiterinnen einstellen. „Nicht für mich. Für die Kinder. Für die, die nichts haben. Ich will etwas aufbauen. Etwas, das bleibt.“



Nawfa hat sich nicht unterkriegen lassen. Nicht von ihren sechs Brüdern und auch nicht vom Krieg.

Bildung als humanitäre Aufgabe

Rückkehr ins Klassen- zimmer

Nach dem Ende der IS-Besatzung standen viele Schulen in Ninewa vor dem Neuanfang. Nach Jahren der Gewalt und des Stillstands zeigen die Lehrer Mohammed Nabil Abdul-Muhsin und Amer Abdul-Mu'in Abdul-Aali heute wieder, wie Bildung Zuversicht und Perspektiven in die Klassenzimmer bringen kann.

Viele Jahre lang hatte Bildung keinen guten Ruf im Irak, und Lehrkräfte wurden schlecht bezahlt. Der IS fror die Gehälter der Lehrkräfte gleich ganz ein.

Mohammed Nabil Abdul-Muhsin erinnert sich noch genau an die Zeit nach der Befreiung von dem sogenannten Islamischen Staat (IS): Endlich stand der Lehrer wieder in einem Klassenzimmer in Mossul. Doch schnell realisierte er, wie sehr seine Schülerinnen und Schüler durch den IS-Terror geprägt waren. Wie viele Traumata sie mit sich herumtrugen. „Manche von ihnen hatten seit Jahren keinen Stift oder ein Schulheft in der Hand“, sagt der 37-Jährige.

Zwischen Beruf und Berufung

Er selbst verdiente in den IS-Jahren zwischen 2014 und 2017 sein Geld als Fahrer oder durch den Verkauf von Benzin. In seinem Beruf arbeiten konnte er vor allem deshalb nicht, weil die Gehälter von Regierungsangestellten, darunter Lehrpersonal, eingefroren waren. Einmal nahm der IS Mohammed fest und sperrte ihn für zwei Wochen ein, weil ein Nachbar behauptet hatte, er sei ein Spion für eine kurdische politische Partei. Solche Falschbeschuldigungen waren nicht selten und wurden oft genutzt, um private Fehden auszutragen oder Konkurrenz auszuschalten – beispielsweise, um sich politische, wirtschaftliche



Ort
Mossul

Themen
Friedliches Zusammenleben, Basis-Dienstleistungen

Die neuen Lehrkräfte sind auch in Traumabewältigung geschult. Und sie haben neue Methoden gelernt, um den Unterricht partizipativer zu gestalten.



oder soziale Vorteile zu verschaffen oder auch Eigentum zu übernehmen. Wieder in Freiheit, zog Mohammed mit seiner Familie – seinen Eltern, seinen Schwestern, seiner Frau und seinem Kind – in einen anderen Teil Mossuls und blieb die meiste Zeit zu Hause. Zu groß war die Gefahr, wieder festgenommen zu werden. Die Befreiung 2017 fühlte sich für Mohammed an, als würde er aus einem Albtraum erwachen: „Es war, als würde mich jemand schütteln und sagen: Wach auf, das Leben ist zurück.“ Das Leben – und damit auch Mohammeds Beruf.

Mohammeds Vater war ebenfalls Lehrer. Es ihm nachzutun, fühlte sich für Mohammed deshalb weniger wie eine Entscheidung an, und vielmehr wie eine Berufung. Allerdings:

Während Mohammeds Ausbildung, 2006, wenige Jahre nach Saddams Sturz 2003, hatte Bildung fast keinen Wert und Lehrkräfte wurden schlecht bezahlt. Weil sich mit freiberuflicher Arbeit schneller und mehr Geld verdienen ließ, beschloss Mohammed, seine Ausbildung als Lehrer abubrechen. Doch sein Vater bot ihm an, ihm ein Auto zu kaufen – unter der Bedingung, dass Mohammed weitermache. Das war für ihn Motivation genug. Heute verdankt er es auch seinem Vater, dass er Lehrer in Mossul geworden ist.

Mohammed möchte sein Wissen nicht nur weitergeben, er möchte selbst dazulernen, besser werden, wachsen. Regelmäßig sucht er nach Weiterbildungsmöglichkeiten – und bekam so einen Platz in einem von der GIZ organisierten

Lehrer ist nicht nur ein Beruf. Es ist eine Berufung sowie eine humanitäre und gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

Fortbildungsprojekt zur Qualifizierung von Alphabetisierungs- und Grundschullehrkräften.

Barrieren der Angst durchbrechen

Dort, in einem Schulungsraum in Ost-Mosul, traf er 2023 auf Amer Abdul-Mu'in Abdul-Aali. Der 36-Jährige war kurz vor der Machtübernahme durch den IS nach Mossul zurückgekehrt. Vorher hatte er in Sindschar gearbeitet, in der Alphabetisierungs-Abteilung der Provinz Ninewa. Auch er blieb während der IS-Zeit meistens zu Hause und



versuchte ansonsten, in einem Reifengeschäft Geld zu verdienen. Doch mehrmals am Tag tauchten IS-Kämpfer dort auf, nahmen wahllos Menschen mit, peitschten sie aus. „Man konnte überleben“, sagt Amer, „aber nur so gerade eben.“ Sein Beruf fehlte ihm, und etwas anderes zu tun, fühlte sich falsch an. 2015 versuchte er, zu fliehen. Aber weil seine Mutter sich weigerte, mitzugehen, blieb Amer ebenfalls. Für ihn zählte die Familie mehr als potenzielle Sicherheit.

Die Befreiung war für ihn wie ein Feiertag. Amer, der Geschichte und Sozialkunde unterrichtet, nahm seine Arbeit wieder auf, genau wie seine Frau, eine IT-Lehrerin. Seinen Beruf sieht Amer als humanitäre, gesamtgesellschaftliche Aufgabe – und nimmt

ihn deshalb sehr ernst. Nach der Befreiung kehrten viele Schülerinnen und Schüler verängstigt in die Schule zurück. Sie hatten Schlimmes erlebt. Amer begegnete ihnen freundlich, er zeigte Mitgefühl: „Das durchbrach die Barriere der Angst, die sie während dieser dunklen Zeit errichtet hatten.“

Weg vom Frontalunterricht

Im Fortbildungsprogramm der GIZ wurden Amer, Mohammed und andere Lehrkräfte nicht nur in modernen Lehrmethoden geschult, sondern auch in Traumabewältigung und partizipativer Unterrichtsgestaltung. Für

Amer bedeutet ein anderer Unterrichtsstil vor allem: weg vom Frontalunterricht, hin zu interaktiven und visuellen Methoden. Er erklärt: „Einige Lehrerinnen und Lehrer verließen sich nur auf eine Methode: den Vortrag. Jetzt nutzen sie Präsentationen, Bilder, Karten und andere Hilfsmittel.“

Auch Mohammed betont, wie sehr die Schulung seinen Unterricht verändert hat. „Ich kann Wissen nun besser an meine Schülerinnen und Schüler weitergeben“, sagt er. „Früher waren unsere Methoden sehr unnachgiebig und streng. Jetzt geht es darum, eine Verbindung zu den Lernenden aufzubauen. Es kostet mich als Lehrer nichts, sie zu ermutigen und zu sagen ‚Gut gemacht‘ oder ‚Du kannst dich noch weiter verbessern‘. Wenn



Die Fortbildung war für beide Lehrer ein Wendepunkt. Jetzt stehen sie wieder mit Zuversicht im Klassenzimmer.

ich ihnen stattdessen sage ‚Du bist faul‘ oder ‚Du bist dumm‘, ist das nicht hilfreich.“ In seinen Klassen stellt Mohammed eine höhere Partizipation fest, die Schülerinnen und Schüler trauen sich mehr und der Unterricht ist dynamischer. Die Lerninhalte sind größtenteils vorgegeben, aber Mohammed weiß nun, wie er sie an seine Bedürfnisse und die seiner Klassen anpassen kann – manchmal lässt er Dinge aus oder vereinfacht sie.

Hoffnung und Perspektiven

Die GIZ-Fortbildung war für Mohammed und Amer ein Wendepunkt. Neben neuen didaktischen Werkzeugen gab sie ihnen das Vertrauen, ihre Rolle als Lehrkräfte neu zu definieren. Dadurch konnten die beiden

Lehrer nicht nur ihr eigenes berufliches Selbstverständnis stärken, sondern auch Hoffnung und Perspektiven in ihre Klassenzimmer bringen. Das stärkt nicht nur Einzelpersonen, Kinder wie Erwachsene, sondern ganze Schulgemeinschaften – und Klassenzimmer werden wieder zu Orten der Zuversicht und des Neuanfangs.

Für Gerechtigkeit, Dialog und den
Mut, Verantwortung zu übernehmen

Versöhnung wagen

Rita Ammanoel Matti Al Babaka wuchs in einem christlich geprägten Dorf im Nordirak auf. Die Besetzung durch den sogenannten Islamischen Staat machte ihre Träume zunichte, nicht aber ihren Willen, ihr Leben bestmöglich zu meistern.

Rita hat gelernt zuzuhören und sich auch schwierigen Situationen zu stellen. Heute ist sie die Person, von der sie immer geträumt hat.

Lange Zeit hatte Rita Ammanoel Matti Al Babaka nur einen großen Wunsch: Ein Job, eine Möglichkeit zu arbeiten und Geld zu verdienen. In ihr Tagebuch schrieb sie: „Lieber Gott, bitte schenke mir deine Gnade.“ Damals war Rita Anfang 20 und lebte in Erbil, wohin sie mit ihrer Familie vor dem sogenannten Islamischen Staat (IS) geflüchtet war. Die Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan im Nordirak galt während der IS-Terrorherrschaft als vergleichsweise sicher, als stabiler Ort, der viele Binnenvertriebene anzog. Rita und ihre Familie kamen eher schlecht als recht über die Runden, und Rita haderte schon seit Jahren damit, dass sie wegen der Flucht vor dem IS 2014 die Schule nicht hatte beenden können.

Auf die Welt gekommen ist Rita 1996 in Karamles (auch Karamlesh oder Karemlash), einem christlich geprägten Ort in der Nine-wa-Ebene im Nordirak, etwa 30 Kilometer südöstlich von Mossul. Das Dorf liegt in einer weiten, offenen Landschaft, geprägt von Feldern, Olivenhainen und vereinzelt Hügeln. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus christlichen Mitgliedern der assyrischen Gemeinschaft, die größtenteils der syrisch-katholischen oder syrisch-orthodoxen Kirche angehören. Dadurch kam Rita lange Zeit nicht mit Menschen anderer Konfessionen in Kontakt.

Als der IS immer weitere Gebiete im nördlichen Irak übernahm, floh Rita 2014 mit ihrer Familie nach Erbil – wie so viele



andere. Wohnungen waren knapp, die Mieten hoch. Ritas Familie musste mehrmals umziehen, immer auf der Suche nach etwas Bezahlbarem. „Das Leben war völlig anders als vorher. Es war sehr, sehr schwierig“, sagt Rita. Ihre Familie war nicht arm, aber sie lebte am Limit.

Erst nach der Befreiung im Jahr 2017 konnte Rita die Schule abschließen – ohne ausreichende Vorbereitung, weshalb das Ergebnis am Ende nicht für einen guten Studienplatz in Mossul ausreichte. Also studierte sie Architekturzeichnung und machte 2019 ihren Abschluss. Dann kam – nichts. Rita erinnert sich: „Ich wollte einen Job, nicht nur für meine mentale Gesundheit, sondern auch, weil ich zu Hause festsass und

aufgrund unserer finanziellen Situation nicht ausziehen konnte. Ich hatte Träume und Wünsche, aber ich konnte sie nicht erfüllen, weil uns die finanziellen Mittel fehlten.“

„Aber“, sagt Rita, „wenn du etwas wirklich willst, öffnet Gott eine Tür für dich. Wenn du einen Schritt machst, hilft er dir mit dem nächsten.“

Ein gefährlicher Job

Und so geschah es. Über einen Kontakt fand Rita zu einer Nichtregierungsorganisation. Die Arbeit tat ihr gut: Rita fühlte sich freier, kam langsam aus ihrem Schneckenhaus

„Ich habe für einen Job geberet“, erzählt Rita im Rückblick. „Für meine mentale Gesundheit.“

hervor. Kurzenschlossen bewarb sie sich 2021 für eine Ausbildung als Landminenräumerin – und bekam die Zusage. Die Ausbildung fand in Sulaymaniyah statt, einer Millionenmetropole in der Autonomen Region Kurdistan südöstlich von Erbil. Bei der Bewerbung hatte Rita keine Ahnung, was die Aufgabe beinhalten würde und was von ihr erwartet wurde. Sie fand sich wieder zwischen Landminen – und als einzige Christin unter 150 Mitarbeitenden.

Die Arbeit war hart. Jeden Tag suchten Rita und ihr Team mit speziellen Maschinen nach Minen. Jeden Tag waren sie kurz davor aufzuhören. Doch sie hielten durch. Rita teilte sich ihre Unterkunft mit muslimischen Frauen – es war das erste Mal, dass sie mit

Angehörigen einer anderen Konfession interagierte. Sie wusste nichts über den Glauben ihrer Kolleginnen. „Mit ihnen zu leben, hat mir geholfen zu lernen“, erinnert sich Rita. „Ich habe Fragen gestellt. Aber ich war zurückhaltend, weil ich immer noch durch den IS traumatisiert war. Ihre Sprache erinnerte mich manchmal an den IS, und ich hatte Angst.“

Nach ihrer einmonatigen Ausbildung begann Rita, offiziell als Landminenräumerin zu arbeiten. Zunächst in Hamdaniyah, dann in Tel Keppe. Minenräumen ist eine extrem gefährliche Aufgabe. Was Rita durchhalten ließ, war ihre Überzeugung, etwas Sinnvolles zu tun: „Der Job hat mich als Person verändert. Ich habe nicht nur meine Arbeit getan,



Ort
Hamdaniyah

Themen
Mediation und Konfliktlösung, Medien, Stärkung der Jugend, friedliches Zusammenleben



Als wäre ich eine Heldin – so fühlte sich Rita in ihrem ersten Job als Landminenräumerin.

ich habe Menschen geholfen. Es fühlte sich an, als würde ich wirklich etwas bewirken, als wäre ich eine Heldin.“ Mit jeder Mine, die Rita und ihr Team fanden, retteten sie potenziell Leben. Nach drei Jahren aber musste sie aufhören – die körperliche und psychische Belastung war zu groß. Trotzdem war sie stolz. Auf sich selbst, darauf, dass sie etwas erreicht und ihre Situation verbessert hatte. Vom verdienten Geld kaufte sie ein Auto. Ein weiteres Stück Autonomie und Freiheit.

Helfen wollen, trotz allem

2024 erhielt Rita einen Platz in der Initiative „Young Enumerators and Mediators (YEM)“, organisiert vom GIZ-Programm „Stärkung der Resilienz im Umgang mit Krisen und Konflikten in der Provinz Ninewa in Irak (SRN)“. Nach Abschluss bekam sie die Gelegenheit, das Gelernte in weiteren Initiativen des SRN-Kosmos direkt umzusetzen, so in der DWG+-Initiative. DWG steht für „District Working Groups“. Es handelt sich um Arbeitsgruppen, die die GIZ in fünf Distrikten in Ninewa aufgebaut hat. Mitglieder der öffentlichen Verwaltung, der Sicherheitskräfte, religiöse Führungspersonlichkeiten

sowie Vertreter und Vertreterinnen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen arbeiten hier gemeinsam an friedlichen Lösungen für Probleme, die durch die Nachwirkungen von Terror und Krieg in den Gemeinden entstanden sind. DWG+ schließlich vernetzte ehemalige Teilnehmende der GIZ-Initiativen „YEM“ und „Media for Peace“ mit diesen Arbeitsgruppen.

In Hamdaniyah – einem der Distrikte – schloss sich Rita einem Team aus lokalen Führungspersonlichkeiten an, darunter Gemeindevorsitzende, ein Bezirkskommissar, der Bürgermeister und Mitglieder der syrischen Kirche, die sich einer besonders sensiblen Aufgabe widmeten: der Reintegration von Familien, die vermutlich Beziehungen

zum IS hatten und nach der Befreiung aus ihren Dörfern und Gemeinschaften vertrieben worden waren. „Ehrlich gesagt, hatte ich große Angst vor dieser Aufgabe“, gesteht Rita. „Ich war selbst vom IS betroffen. Vier Jahre lang war ich auf der Flucht, habe mein Zuhause verloren. Sie haben Christen

ermordet und unvorstellbare Gräueltaten begangen.“ Teil einer Initiative zu sein, die Familien, deren Angehörige möglicherweise dem IS beigetreten waren, die Rückkehr in Orte ermöglichen sollte, in denen auch Familien lebten, die unter dem IS gelitten hatten? Eine große Herausforderung. Aber



eine, der sich Rita stellte. Weil es wichtig war. Weil sie etwas verändern wollte.

Nach Jahren der Minenräumung stellte Rita sich nun einer Arbeit, die ganz anders, aber nicht weniger herausfordernd und schwierig war. Treffen und Koordinierungsrunden wurden organisiert, das Gespräch mit den Familien der IS-Kämpfer gesucht – und ebenso mit den Angehörigen derjenigen, die gelitten hatten. „Wir setzten uns mit ihnen zusammen, hörten zu, führten intensive Gespräche“, erinnert sich Rita. „Wir erklärten den betroffenen Familien, welche Schritte notwendig sind, um langfristig wieder Teil der Gemeinschaft werden zu können.“ Für Rita war das auch eine Form der Aufarbeitung. Der IS hatte ihr, ihrer Familie und ihrer Gemeinde schweres

Leid zugefügt – nun sprach sie mit jenen, deren Väter, Brüder oder Söhne zu IS-Tätern geworden waren.

Die Initiative lief sechs Monate. In dieser Zeit konnten mehr als 20 Familien in ihre Dörfer und Gemeinschaften zurückkehren. Ein großer Erfolg – und eine prägende Erfahrung für Rita: „Ich habe gelernt, dass ich auf Bösartigkeit nicht mit noch mehr Bösartigkeit reagieren muss. Die Familien der IS-Angehörigen haben mich, eine Christin, angeschaut, und ich konnte sehen, dass sie sich schämten. Sie wussten, was der IS uns angetan hat. Und trotzdem war ich da. Ich habe ihnen geholfen.“

Mit Hoffnung nach vorne blicken

In Zukunft möchte Rita sich noch mehr für Menschen einsetzen: Sie plant, zusammen mit Absolventinnen der „YEM“-Initiative ein Mediationsteam zu gründen und sich vor allem um Frauen zu kümmern. Ziel ist es außerdem, sich in bereits existierende Gemeinschaftsgruppen einzubringen, mit Gemeindevertretungen und Räten zu kooperieren. Gemeinsam, so hofft Rita, lassen sich soziale Fragen sowie Konflikte vor Ort, in der Gemeinschaft, lösen. Mittlerweile arbeitet sie außerdem als Journalistin – ihre Leidenschaft, wie sie sagt.

Rita hat heute das Gefühl, endlich die Rita zu sein, von der sie immer geträumt hat: Sie ist eine selbständige junge Frau, eine Aktivistin, Mediatorin und Journalistin. All diese verschiedenen Aspekte, sie bilden ein Ganzes, eine vollständige Person. „Wenn etwas für dich bestimmt ist, wird es geschehen“, sagt Rita. Ihre Gebete mögen erhört worden sein, aber letztendlich war es Rita selbst, die ihr Leben in die Hand genommen und ihre Träume wahr gemacht hat. Sie blickt stolz auf ihren Weg zurück – und gleichzeitig mit Hoffnung nach vorn. Denn für sie ist klar: Das, was sie für sich und ihre Gemeinschaft erreicht hat, ist erst der Anfang.





IMPRESSUM

Redaktion und Interviewteam

Grundlage der 14 Geschichten dieses Magazins waren Interviews, die von vier jungen Frauen und Männern aus Ninewa geführt wurden. Alle hatten zuvor im SRN-Programm gezielte Trainings in journalistischen Methoden, Interviewtechniken sowie Foto- und Videoaufnahmen durchlaufen. Die Interviewerinnen und Interviewer haben mit viel Empathie, Sensibilität und Fachkenntnis Lebensgeschichten dokumentiert, die sonst oft ungehört bleiben.



Tahseen Ali Ahmed Al-Khudur
Journalist und Lehrer aus Sindschar



Al-Harith Ziad Khalaf
Aktivist aus Mossul



Rita Ammanoel Matti
Aktivistin aus Hamdaniyah



Joria Eido
Mediatorin aus Sindschar

Auf Grundlage dieser Interviews hat das Team von flmh Labor für Politik und Kommunikation schließlich alle Geschichten geschrieben.





Foto und Videoteam

Die Foto- und Videoaufnahmen für dieses Magazin wurden von Teilnehmenden der „Media for Peace“-Initiative erstellt. Sie geben den Menschen ein Gesicht und den Geschichten einen Kontext.



Abdullah Rasheed Al Bakri
Kameramann aus Mossul



Yasir Ahmed Salim
Kameramann aus Mossul

Sainab Khalil Ibrahim und Negar Ahmadpoor aus dem SRN-Team haben den Prozess und die zahlreichen Aufgaben bei der Erstellung dieses Magazins gemanagt und koordiniert.





Videos

Für dieses Magazin sind auch vier Videos entstanden, für die Yasir Ahmed Salim mit einem Team der GIZ und flmh in Ninewa unterwegs war. Die Videos sind mit deutschen und englischen Untertiteln versehen.



Ich träumte vom Fußball

In Telskuf zerstörte der sogenannte Islamische Staat gezielt Kirchen – und den Fußballplatz, auf dem Santa ihre Leidenschaft für den Fußball entdeckte. Dieses Video erzählt die Geschichte von Santas Rückkehr nach Telskuf und auf den Platz ihrer Träume.



Von der Vertreibung zur Selbstständigkeit

Hals über Kopf musste Nasreen im August 2014 ins Sindschar-Gebirge fliehen, um als Ezidin dem drohenden Völkermord zu entgehen. Nach vielen Jahren im Flüchtlingscamp baut sie sich nun Schritt für Schritt ein neues Leben auf.



Rückkehr in die Heimat

Zwei Söhne hatte Zaghira, beide schlossen sich dem sogenannten Islamischen Staat an. Als Zaghira nach ihrer Vertreibung und einem Aufenthalt in einem Flüchtlingslager in ihr Dorf zurückkehrte, begegnen ihr Angst und Misstrauen. Hier erzählt sie die Geschichte ihrer Rückkehr.



Neuanfang in Ninewa

Fünf Jahre hat die GIZ in Ninewa Menschen unterstützt, die nach dem Ende der IS-Besatzung wieder in ihre Gemeinden zurückgekehrt sind. Dieses Video begleitet drei dieser Menschen auf dem Weg in ihre Zukunft.





Bei der Umsetzung der Aktivitäten hat SRN eng mit folgenden lokalen und internationalen Partnern zusammengearbeitet.

AMBERO Consulting

Association of Volunteers in International Service (AVSI)

Danish Refugee Council

Hungarian Interchurch Aid

IBF International Consulting

Innovation and Insight

INTERSOS Humanitarian Aid Organisation

Media in Cooperation and Transition

Nonviolent Peaceforce

Peace Paradigms Organisation

Radio Al Ghad

Welthungerhilfe e.V

Weltbank

Mercy Corps

Einige der hier erzählten Geschichten stammen aus gemeinsamen Aktivitäten mit diesen Partnern.





Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

Sitz der Gesellschaft
Bonn und Eschborn

Friedrich-Ebert-Allee 32 + 36
53113 Bonn, Deutschland
T +49 228 44 60-0
F +49 228 44 60-17 66

Dag-Hammarskjöld-Weg 1 - 5
65760 Eschborn, Deutschland
T +49 61 96 79-0
F +49 61 96 79-11 15

E info@giz.de
I www.giz.de

Gefördert durch:



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung

